Karl Grünberg

DIE GETREUEN VOM GALGENBERG





ROBINSONS BILLIGE BÜCHER BAND 129

KARL GRÜNBERG

DIE GETREUEN VOM GALGENBERG

Illustrationen von Kurt Klamann

Einband von Marianne Gossow-Rodrian

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

Liebe junge Leser!

Bevor Ihr nur wenige Seiten weiter anfangt, meine Erzählung vom Leben, Kämpfen und Sterben der „Getreuen vom Galgenberg“ zu lesen, hört mir bitte noch einen Moment zu. Denn die Zeit, in der diese Erzählung spielt, liegt nun schon über 45 Jahre zurück.

Ihr selbst wart damals noch nicht auf der Welt. Sicher haben auch die meisten Eurer Eltern diese Zeit nicht mehr erlebt. Aber Eure Großeltern wissen bestimmt noch gut Bescheid ...

Im November 1918 ging der erste Weltkrieg zu Ende, der von den deutschen Militaristen und Imperialisten angezettelt worden war. In Deutschland brach eine Revolution aus, durch die der deutsche Kaiser vertrieben wurde und in der sich die Werktätigen größere Rechte erkämpften, zum Beispiel das allgemeine Wahlrecht, die Versammlungs- und Pressefreiheit sowie den Achtstundentag. Sie versuchten auch, die Militaristen auszuschalten und die Leute zur Rechenschaft zu ziehen, zu bestrafen und zu enteignen, die für den Krieg verantwortlich waren. Die deutschen Werktätigen wollten wie die siegreichen russischen Arbeiter und Bauern, die

ihnen ein leuchtendes Vorbild waren, den Sozialismus.

Sie wurden aber hingehalten und betrogen. Die Führung der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD), die jetzt den Reichspräsidenten stellte und an der Regierung war, verbreitete zwar Losungen wie „Der Sozialismus ist da“ oder „Die Sozialisierung marschiert“, tat jedoch nichts Entscheidendes zu ihrer Verwirklichung. Und auch die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD), die noch revolutionärer auftrat und deshalb in Berlin, Mitteldeutschland, Sachsen und im Ruhrgebiet starken Anhang hatte, führte die Werktätigen in entscheidenden Situationen falsch.

Nur die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD), die Ende 1918 gegründet wurde, wies den Arbeitern und Bauern den richtigen Weg. Allerdings war sie noch nicht sehr stark, denn die Mehrheit der Werktätigen hing noch aus traditionellen Gründen an der SPD. Dazu kam, daß die besten Führer der KPD wie Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Leo Jogiches, Eugen Leviné und andere von der Reaktion ermordet wurden; viele wurden terrorisiert und verfolgt, wie Wilhelm Pieck, der spätere Präsident der DDR.

Als die alten reaktionären Kräfte, die Imperialisten und Militaristen, spürten, daß die neue Regierung vor allem gegen die Arbeiter und Bauern Front

machte, kamen sie sozusagen wieder aus den Mauselöchern hervor, in die sie sich aus Angst vor den revolutionären Volksmassen verkrochen hatten. Sie wurden immer frecher.

Anderthalb Jahre nach Beendigung des ersten Weltkrieges versuchten dann tatsächlich Konzernherren und Großgrundbesitzer im Verein mit Generalen, die bestehende Regierung und natürlich die Errungenschaften und demokratischen Freiheiten, die durch die Novemberrevolution erkämpft worden waren, zu beseitigen. Sie wollten eine grausame Militärdiktatur errichten. Dabei stützten sie sich auf Einheiten der Reichswehr, auf Regierungsbeamte, auf Teile der Polizei und vor allem auf die sogenannten Freikorps. Das waren ausgesprochen reaktionäre militärische Verbände, die innerhalb und außerhalb der Grenzen Deutschlands zur Niederschlagung revolutionärer Bewegungen operierten.

So wurde im März 1920 ein Putsch inszeniert, an dessen Spitze der Junker Wolfgang Kapp, der Reichswehrgeneral Walter von Lüttwitz und die Freikorpsführer Ehrhardt und Löwenfeld standen. Die Reichsregierung floh über Dresden nach Stuttgart. Es schien, als hätten die Putschisten bei ihrem Einmarsch in Berlin leichtes Spiel. Doch sie hatten nicht mit der Entschlossenheit der Arbeiter gerechnet. Ein machtvoller Generalstreik von über 12 Millionen Arbeitern legte tagelang die Industrie, den Ver-

kehr und das Nachrichtenwesen fast in ganz Deutschland still; auch viele Landarbeiter machten mit.
Vor allem in Berlin, in Mitteldeutschland, in Mecklenburg, in der Lausitz und im Ruhrgebiet kam es zu bewaffneten Zusammenstößen zwischen den revolutionären Arbeitern und den Kapp-Putschisten. Das mächtige und geschlossene Auftreten gegen die Putschisten war eine der größten Einheitsaktionen in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung.
Was sich damals in der Stadt Halle an der Saale und in ihrer Umgebung ereignete, will ich Euch nun erzählen.

Alle Räder stehen still . . .

Die Mittagssonne dieses Märztages brennt heiß auf den Höhenzug herab, der sich kahl am Ostufer der Saale hinzieht. Die beiden Jungarbeiter, die ihre Fahrräder hier heraufschieben, sind tüchtig in Schweiß geraten. Als der schmale Pfad immer steiler und steiniger wird, legen sie ihre Räder in das abgestorbene Goldrutengestrüpp. Ledig dieser Last, gewinnen sie mit schnellen Schritten die letzte Höhe, wo sie eine frische Brise empfängt.

Willi Zschammer – so heißt der junge Mann mit den schwarzen Haaren und den ausdrucksvollen braunen Augen – nimmt aus der Innentasche seiner verschossenen Militärbluse einen Feldstecher, um die Landschaft zu betrachten. Es ist schön, was er sieht.

Im Norden grüßt vom Petersberg herüber ein Aussichtsturm. Sonst liegt die fruchtbare mitteldeutsche Landschaft in ihrem saatenbestickten Frühlingskleid völlig eben bis zum Horizont. Überall ist dazwischen das rote Ziegelgemenge kirchturmüberragter Dörfer hingestreut. Hier und dort sind auch Spritfabriken zu erkennen, ferner Ziegeleien und Braunkohlengruben. Ebenso ist es gegen Osten, nur daß es hier einige dunkle Waldinseln mehr gibt.

Ganz anders ist die Landschaft jenseits der Saale, die sich wie ein Silberband zwischen den Hügeln hinschlängelt. Weit im Westen stehen zahlreiche hoch aufragende Industrieschlote. Durch die scharfen Linsen des Feldstechers sind heute sogar die Fördertürme und Abraumhalden des Mansfelder Gebietes zu erkennen, unbeeinträchtigt von den sonst dort ständig wabernden Rauchschwaden. Auch die zahlreichen Fabrikschlote, die aus dem Dächergewirr der Großstadt im Süden emporragen, sind ohne jegliche Rauchfahnen. Der feine Dunst, der dort über den Dächern liegt, kommt aus den Schornsteinen der Wohnhäuser und vom Sprühgischt der Stauwehre am Fluß.

„Weißt du, Karle, hier oben sieht man erst, wie schön doch unsere Heimat ist!" Mit diesen Worten setzt Willi Zschammer das Fernglas ab, reicht es dem schon ungeduldig wartenden Gefährten. Der bestätigt das, während er eifrig durch den Feldstecher schaut. „Ja, Willi, schön, aber auch reich! Fruchtbar ist die Erde! Darunter Kohle, Kupfer, Salze! Bloß schade, daß wir Arbeiter davon nur ein Bröselchen kriegen."

Zschammer deutet jetzt in Richtung Westen. „Ich hätte nie gedacht, daß man hier von den Klausbergen aus, kaum zweihundert Meter über dem Meeresspiegel, sogar das Mansfelder Revier ausmachen kann."

Karl Berger lacht. „Warte nur, bis dort drüben wieder die Schornsteine ihren gelben Hüttenrauch ausstoßen und Westwind weht. Dann siehst du nur Dunst, und die Hallenser schlucken dicke Luft!"

„Ja, Karle, und die Kapitalisten, die Halloren und Halunken, schlucken wieder dicke Gewinne!"

„Aber", fährt Zschammer fort, „fürs erste ist es mit dem Kapitalsegen mal aus. ‚Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!' Durch die Einheitsfront der Arbeiter werden die Kapp-Putschisten geschlagen. Die sozialdemokratischen Genossen haben doch jetzt eine fühlbare Lektion erhalten, wohin das Leisetreten und Kuhhandeln ihrer Führer mit den Bürgerlichen führt, und machen mit. Denk mal später daran, was ich dir heute sage: Die Märztage 1920 werden in die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung eingehen."

Die Ereignisse in Halle

In Halle hatte die Arbeiterschaft bereits am Montagvormittag, zwei Tage, bevor dieses Gespräch zwischen Karl Berger und Willi Zschammer stattfand, mit zehn großen Streikversammlungen gegen den Putsch protestiert. Als daraufhin die berüchtigten Landesjäger des Generals Maercker mit schußbereiten Gewehren erschienen, waren die unbewaffneten

Arbeiter zwar zurückgewichen, aber sie waren gewillt, dieser brutalen Herausforderung mit dem Generalstreik zu begegnen.
Hier, im Herzen des mitteldeutschen Industriegebietes, hatten die Putschisten starke militärische Kräfte zusammengezogen. Verstärkt durch Freiwillige aus den Reihen der reaktionären Studenten der halleschen Universität und durch die Einwohnerwehr, verfügte der Standortälteste Oberst Czettritz über 4500 Mann. Damit hatte er Bahnhöfe, öffentliche Gebäude und alle strategisch wichtigen Punkte der Stadt besetzt. An vielen Stellen wurden Drahtverhaue errichtet. Durch die engen Straßen der Altstadt jagten unaufhörlich Panzerautos und armierte Lastkraftwagen, die ihre Maschinengewehre drohend auf Wohnungen und Passanten einschwenkten. Unter Trommelwirbel wurde bekanntgegeben, daß zwischen zehn Uhr abends und vier Uhr morgens das Betreten der Straßen verboten sei. Alle Büros, Redaktionen und Druckereien der Arbeiterorganisationen wurden durchsucht und geschlossen, das Volkshaus der Gewerkschaften sogar militärisch besetzt.

Die Trothaer werden ungeduldig

In Trotha, einem halbdörflichen Arbeitervorort im Norden von Halle, hatte sich innerhalb der starken

und radikalen USPD-Ortsgruppe eine „Militärkommission“ gebildet, in der sich, wie andernorts auch, entschlossene, militärisch geschulte Arbeiter schon seit einiger Zeit gesammelt hatten. Ihr Führer war der vierundzwanzig Jahre alte Dachdeckergeselle Karl Berger, der im Weltkrieg als Infanterist gedient hatte.

Als am Sonnabend vormittag die Nachricht von dem in Berlin erfolgten Putsch nach Trotha kam, hatte er – ohne erst nähere Anweisungen von der militärischen Aktionsleitung der USPD in Halle abzuwarten – sofort die von ihm vorbereitete Alarmparole weitergegeben. Auf das Stichwort „Vorbesprechung zur Landkalenderverbreitung“ hatten sich drei Stunden später alle neunzehn Mitglieder seiner Abteilung im Saal des „Kaffeegartens“, eines beliebten Ausflugslokals der Hallenser, eingefunden. Sie trugen alle derbe Arbeiterkleidung. Ausgestattet waren sie mit Rucksack oder Brotbeutel, dazu Mantel oder Decke sowie drei mehr oder minder trockenen Bemmen, die als „eiserne Ration“ gedacht waren. Viele hatten auch Trinkbecher, Kochgeschirre, Feldflaschen, Zeltbahnen und andre militärische Ausrüstungsgegenstände mitgebracht. Die wenigen Waffen nebst Munition, die man über die Entwaffnungsaktion durch die Maercker-Landsknechte im Vorjahr gebracht hatte, lagerten, jederzeit griffbereit, in streng geheimen Verstecken.

Alle waren zum sofortigen Einsatz bereit. Voller revolutionärer Ungeduld warteten sie darauf, irgendwo eingesetzt zu werden. Zweimal täglich fuhr ein radfahrender Kurier zu der vereinbarten Meldestelle in Halle. Immer wieder kam er zurück mit derselben Losung: „Abwarten! Keine unüberlegten eigenen Aktionen! Bereithalten! Ihr werdet schon noch früh genug eingesetzt!"

Dies war aber ganz und gar nicht nach dem Geschmack der kampfentschlossenen Trothaer, zumal die Kuriere und andere Leute, die in Halle waren, Berichte über das immer frecher werdende Gebaren der dortigen Kapp-Putschisten mitbrachten. So vergingen drei nervenzerreibende Tage untätigen Abwartens. Dann kamen immer mehr skeptische Stimmen auf.

„Die da oben haben eben keinen Mumm!"

„Ja, die halten uns wieder mal so lange hin, bis alle Eulen verflogen sind!"

„Wir werden wieder mal, wie schon so oft, verraten und verkauft!"

Unter dem Druck dieser abflauenden Kampfstimmung und getrieben von eigener Unruhe, war Karl Berger am Frühmorgen des Mittwoch nach Halle gefahren. Einerseits wollte er sich selbst ein Bild von der Lage in der Stadt verschaffen, zum andern hoffte er, der militärischen Aktionsleitung etwas Dampf aufzumachen. Unangefochten war er mit sei-

nem Rad bis zum Platz am Reileck gekommen, wo Stacheldrahthindernisse der Putschisten die Straßen zur Innenstadt abriegelten. Erst auf Umwegen gelangte er weiter, aber je weiter er kam, um so belebter wurden die engen Hauptstraßen der Altstadt. Doch keine Straßenbahn, kein Auto waren zu sehen, nicht mal ein ländliches Pferdefuhrwerk, das zum Markt wollte.

Auf der besonders engen Ulrichstraße kam ihm eine fünfköpfige Zeitfreiwilligen-Patrouille mit arroganten Studentenvisagen entgegen. Sie hatten die Koppel mit Stielhandgranaten gespickt und Gewehre schußbereit vor der Brust. Ausgeschwärmt nahmen sie nicht nur den Fahrdamm, sondern auch noch die schmalen Bürgersteige in Anspruch.

Einer dieser Lümmel krähte fortwährend: „Straße frei, Fenster zu!“ und gab Warnschüsse in die Luft ab.

Die erschrockenen Passanten flüchteten in die nächsten Hausflure. Karl Berger fühlte eine rasende Wut in sich aufsteigen. Jetzt eine Pistole zur Hand haben und . . .? Zum Glück hatte er keine, um eine Unbesonnenheit zu beginnen. Aber er mußte absteigen, sich mit seinem Rad hart an das Schaufenstergitter eines Hutladens drücken. Im Schaufenster gespiegelt, sah er ein wutverzerrtes Gesicht, dessen Blässe durch lange, rotblonde Bartstoppeln noch mehr betont wurde. „Mit den Burschen rechnen wir noch

ab", murmelte er grimmig, als die Wegelagerer vorbei waren.

Auf Umwegen gelangte er endlich zum Hettstedter Bahnhof, in dessen Nähe sich die illegale Anlaufstelle für Kuriere befand. Der Rolladen an dem schmalfenstrigen Zigarrenladen war noch geschlossen. Berger schloß sein Rad hinter der Haustür an und klingelte an der linksseitigen Wohnungstür: Lang, kurz, kurz, lang – das vereinbarte Signal.

Dahinter war zunächst noch Stille. Dann, nach wiederholtem Klingeln, ein dunkles Auge am Guckloch. Eine mißtrauische weibliche Stimme fragte: „Wer issen da?"

„Ich wollte gern Ersatzteile für halblange Pfeifen."

Auf dieses Losungswort hin fiel die vorgelegte Sicherungskette, die hinter dem Eintretenden sofort wieder eingehakt wurde. Im spärlichen Licht, das durch die Milchglasscheibe der Küchentür kam, sah er sich einer älteren Frau gegenüber. Ihrer Aufmachung nach – Nachtjacke, Unterrock, hochgesteckte Haare – hatte Berger sie aus dem Bett geklingelt. Gähnend und wenig freundlich kam ihre Antwort: „Haben wir noch nicht, kommen Sie später mal wieder."

Berger zuckte verzweifelt mit den Schultern. „Später, immer wieder später! Bis es zu spät ist! Dieses ewige Hinhalten haben wir gründlich satt! Wir haben heute hier zum letzten Mal nach Pfeifenteilen gefragt. Bestellen Sie das bitte den Pfeifenköpfen da

oben!“ Er unterstrich seinen Zorn durch einen kräftigen Fluch. Dann sagte er in verändertem Ton: „Entschuldigen Sie bitte, aber versetzen Sie sich doch mal in unsere Lage. Wenn man doch wenigstens mal einen Genossen von der Leitung sprechen könnte. Sagen Sie, liebe Frau, läßt sich das nicht mal machen? Ich komme aus Trotha, bin USPD-Genosse und Gruppenführer. Die Genossen kennen bestimmt den Berger Karl.“

„Aber ich kenne Sie nicht. Ich weiß überhaupt nicht, wovon Sie sprechen. Bitte gehen Sie!“ Die Frau drängte den Aufgeregten zur Tür.

In diesem Augenblick kam aus dem dunklen Hintergrund des Korridors eine Stimme. „Wen haben mir denn da, Lene?“

„Ich weiß auch nicht, vielleicht einen Spitzel!“

Diese melodisch-sächsische Männerstimme kennst du doch! fuhr es Berger durch den Kopf. Als der Sprecher – ein stattlich gewachsener Mann Mitte der Dreißiger – ins Licht trat, wußte er auch sofort, daß er dieses markante Gesicht mit dem einprägsamen Blick und dem kurzen Lippenbärtchen schon einmal gesehen hatte. Es war Georg Schumann, Redakteur einer KPD-Zeitung.

Auch Schumann hatte den Genossen sofort wiedererkannt. „Das ist aber ein Schreck in der Morgenstunde! Der Berger aus Trotha! Kommst du direkt von dort?“

„Nee, wohl mehr indirekt“, grinste Berger. „Wollte nur mal meinen Drahtesel ein bißchen bewegen und Pfeifenköpfe besichtigen.“

„Dann komm mal rein, hier in die gute Stube.“ Mit diesen Worten wurde der Besucher in die kleine Vorderstube geschoben und auf einen altersrissigen Korbstuhl plaziert. Schumann selbst nahm Platz auf dem Sofa, wo von der Nacht her noch das Bettzeug lag.

„Wohnst du denn hier?“ fragte Berger.

Schumann schüttelte den Kopf. „Heute hier, gestern dort, morgen wieder anderswo, wie es die Illegalität fordert. Fünf Minuten später hättest du mich hier nicht mehr getroffen.“

„Das wäre schade gewesen, aber was hast du denn da unter der Jacke?“

Schumann schlug sein Jackett auseinander. Zum Vorschein kam eine mächtige Armeepistole, die in einem Holzfutteral steckte.

Er zog die Waffe heraus, ließ den Verschluß aus- und einschnappen.

„Ein verdammt praktisches Ding, solche Schaft-

pistole! Ein paar Griffe, und der Karabiner ist fertig", sagte er, zärtlich den mattierten Lauf streichelnd. „Das ist ein Andenken. Ich habe es einem vollgefressenen Feldwebel abgenommen, als mich im November die roten Matrosen aus dem Gefängnis rausholten."

Bergers Augen leuchteten auf. „Möchte ich auch haben. Aber sag mal, ist das nicht ein bißchen unvorsichtig, schon jetzt mit solcher Kanone in der Stadt rumzulaufen?" setzte er vorwurfsvoll hinzu.

Schumann, der inzwischen ans Fenster getreten war, sagte: „Gestern hättest du noch recht gehabt, heute aber . . .? Da, guck mal!"

Auf einem Eisenbahngleis, das quer über die Straße in ein Fabriktor führte, kam langsam ein hoher Güterwagen angekrochen, geschoben von kräftigen Arbeiterschultern. Bei einem andern Waggon, der schon auf der Straße stand, war man mit Brechstangen und Seilen dabei, ihn umzukippen. Der Eisenbahner, der die Entgleisung leitete, hatte ein Gewehr umgehängt; einem andern lugte der Stiel einer Handgranate aus der Tasche.

Karl Bergers Niedergeschlagenheit war bei diesem Anblick wie weggeblasen. „Mensch, Schorsch? Geht es jetzt wirklich los?" Er machte Miene, sofort aufzubrechen, wurde aber von Schumann zurückgehalten. „Nicht so hitzig mit den jungen Pferden! Du bist doch schon seit Stunden auf den Beinen und



wirst eine kleine Stärkung mit echtem Bliemchenkaffee vertragen können. Merke dir, mein Junge, Kräftesammeln ist sehr wichtig! Das, was jetzt auf uns zukommt, wird eine schwere Sache."

Die Frau von vorhin – jetzt mit einer Kleiderschürze und zusätzlich mit einem freundlichen Gesicht angetan – war mit einem Kaffeetablett eingetreten. Georg Schumann, durch einen Blick ihr andeutend, daß ihre Anwesenheit nicht erwünscht sei, schenkte selbst ein und schob dem Gast auch eine der Sirupstullen zu. Während er, die bauchige Tasse mit beiden Händen umklammernd, auf und ab schritt, begann er die militärische Lage zu erläutern, wie sie sich am Morgen des 17. März in Halle darbot.

Im Hauptquartier der Arbeiter

Als sie auf die Straße hinaustraten, schütterte von Süden her ein lang nachhallendes Grollen durch die Luft. „Ist das ein Gewitter?" verwunderte sich Berger.

„Ja, Märzgewitter", antwortete Schumann trocken. „Die Kapp-Putschisten wollten gestern abend mit einem Panzerzug und zwei Lastautos mit Zeitfreiwilligen über Ammendorf nach Eisleben durchbrechen, wo wir das Heft bereits in Händen haben. Bei Helfta haben sie schon ordentlich Dunst gekriegt.

Ich nehme an, daß die Kumpels jetzt die Schienen gesprengt haben, die Bergleute verstehen sich ja auf solche Späße. Wenn sie zurückkommen, werden sie von uns hier abgeschmiert. Ja, Karl, jetzt gehen wir zur Offensive über. Auch für die ungeduldigen Trothaer fällt dabei genug ab. Drüben in unserm Hauptquartier werde ich dir alles erklären."

Berger hatte stark bewegt zugehört. Er fragte, woher man auf einmal die Waffen habe. Schumann grinste. „Stille Reserven, mein Junge! Polizei, Kriegervereine, Einwohner- und Bauernwehren und aufgespürte Verstecke auf den Gütern!"

Im Wirtshaus „Zur Eisbörse" mußte eben eine wichtige Besprechung zu Ende gegangen sein. Die Teilnehmer strömten in großer Eile heraus. Berger erblickte nur fremde, proletarische Gesichter. Alte und junge – die Mehrzahl fahlgelb, hungerknochig und bartstopplig, mit tief in den Höhlen liegenden Augen, deren Lider vom Überwachsein entzündet waren, die aber jetzt vor Kampfaufregung glühten.

Berger und Schumann durchschritten einen länglichen Tanzsaal, wo auf Matten des Arbeiter-Athletenvereins einige Männer mit stark verschmutzten Stiefeln in tiefem Schlaf lagen.

„Kuriere aus dem Mansfeldischen", sagte Schumann.

In dem dahinterliegenden kleineren Zimmer schlug ihnen eine Wolke von schlechtem Tabak und verbranntem Buchenlaub entgegen, die von der Bespre-

chung der Kampfleiter des Südabschnitts hinterlassen worden war.

Zusammengeknülltes Papier und Zigarettenstummel bedeckten den Fußboden. Zwei Frauen waren dabei, die beim überhasteten Aufbruch durcheinandergebrachten Gartenstühle wieder ordentlich aufzustellen. Die jüngere, die mit ihrem schwarzen Pagenkopf mehr einem hübschen Burschen glich, der sich eine graue Arbeitsschürze übergezogen hatte, kam aufgeregt auf Schumann zugeschossen. „Hast du schon gehört, Schorsch, unsere Arbeiterfrauen? Einige haben ihre Bettücher für Verbandzeug zerschnitten. Ist das nicht ein großartiger Beweis für proletarische Solidarität? Also darüber mußt du unbedingt schreiben.“

Das übermüdete Gesicht des Redakteurs lebte beim Anblick des begeisterten hübschen Mädchens ordentlich auf. „Wird gemacht, Genossin Ruth“, antwortete er und streichelte ihr zärtlich die schmalen, jetzt vor Eifer leicht geröteten Wangen. „Der erste Artikel, den ich dir wieder diktiere, wird auch davon handeln. Vorläufig sind wir noch mundtot, sogar die Redaktion der bürgerlichen ‚Halleschen Nachrichten‘ haben die Kapp-Putschisten besetzt und die Schaufenster eingeschlagen, weil dahinter der Aufruf der Regierung aufgehängt war. Jetzt brauche ich aber erst mal unseren Zschammer Willi ... da kommt er ja wie gerufen. Sei so gut und laß uns drei mal



jetzt ein paar Minuten allein! Keine Schnute, Ruth, das geht nicht anders! Wenn du erst mal mit ihm verheiratet bist, sollst du ihn auch ganz für dich allein haben!“

Die Männer waren vor einen an die Wand gehefteten Stadtplan von Halle und Umgebung getreten. Schumann deutete mit einem Bleistift auf die überall eingezeichneten blauen Kreuze. „Hier die Artilleriekaserne, die Reil-Kaserne, die Kaserne am Roßplatz! Dort Burg Giebichenstein, die Saaleschloßbrauerei, der Zoologische Garten, der Flugplatz! Hier, in der Stadt, das Theater, der Schlachthof, die Franckeschen Stiftungen, das Kirchtorgefängnis! Überall sitzen da gut verschanzt die verdammten Kappisten drin, die mit schweren Waffen und Panzerautos ausgerüstet sind.

Auf dem Hauptbahnhof steht ständig ein Panzerzug unter Dampf!

Sie warten seit Tagen nur darauf, daß wir ihnen in ihre Maschinengewehre laufen. Das konnten die Genossen von der Kampfleitung natürlich nicht verantworten; darum eben unsre Zurückhaltung.

Aber jetzt kriegen wir von draußen her Luft. Im Geiseltal, im Bitterfelder Revier, im Anhaltischen ... überall haben sich die Kumpel bewaffnet erhoben. Ganze Einheiten der Reichswehr und Sipo sind schon auseinandergehauen worden. Jetzt marschieren die Unsren von allen Seiten heran. Halle ist bereits im großen Bogen so gut wie eingeschlossen. Das haben die Kappisten auch schon bemerkt, des-

halb versuchten sie gestern einen Ausbruch nach Süden.

Eure Aufgabe besteht darin, die Kappisten nicht nach Westen über die Saale zu lassen. Die Genossen aus Teutschental werden noch heute diejenigen, die sich auf dem Stadtgut Gimritz am linken Flußufer verschanzt haben, rausschmeißen. Linksseitig, auf den Kröllwitzer Höhen, haben sich schon unsre Kampfgruppen eingegraben, um die Saalebrücke beim Giebichenstein unter Kontrolle zu halten. In der Burg selbst sitzen noch die Kappisten, darum müßt ihr noch heute die Klausberge auf dem rechten Ufer besetzen. Auch im Zoo und in der Saaleschloßbrauerei liegen einige hundert Kappisten. Die müßt ihr nun mit all den Mitteln und Möglichkeiten, die ihr habt oder euch beschafft, in Schach halten. Aber auf keinen Fall dürft ihr euch zu einem Angriff provozieren lassen! Das wäre vorläufig alles!"

Berger machte ein saures Gesicht. Solche defensive Aufgabe entsprach ganz und gar nicht seinem kämpferischen Temperament. „Deine Nebenaufgabe", fuhr Schumann jedoch unbeirrt fort, „besteht darin, dem Zschammer Willi, der jetzt gleich mit dir kommt, beim Aufbau einer Nordfront zu helfen. Was er anordnet, ist wie ein militärischer Befehl ohne Debatte auszuführen, verstanden?"

Der Transportarbeiter Willi Zschammer hatte sich ungeachtet seiner Jugend bereits in zehn Jahren

Klassenkampf bewährt. Kurz nach seiner Schulentlassung war er schon der Sozialistischen Jugend beigetreten und hatte dort verantwortliche Funktionen übernommen. Als er zum Kriegsdienst eingezogen worden war, blieb er mit den revolutionären Freunden daheim in Verbindung. Vom Urlaub brachte er die illegalen Spartakusbriefe mit an die Front. Beim Ausbruch der Revolution organisierte er in seinem Infanterieregiment den Soldatenrat. Heimgekehrt nach Halle, trat er der USPD bei. Weil er erkannt hatte, daß die Reaktion noch längst nicht entmachtet war, meldete er sich freiwillig zur Halleschen Sicherheitswehr, die den dortigen Arbeiter- und Soldatenrat unterstützte. Führer der 1. Kompanie war der revolutionäre Matrose Karl Meseberg, der schon beim Flottenaufstand 1917 eine maßgebliche Rolle gespielt hatte. In ihm fand Zschammer einen guten Freund und politischen Lehrmeister, der ihn vor allem von der Notwendigkeit der Vereinigung der KPD mit den revolutionären Arbeitermassen der USPD zu einer marxistischen Klassenkampfpartei überzeugte, um die steckengebliebene Revolution siegreich zu Ende zu führen.

Bei den schweren Märzkämpfen im vergangenen Jahr, als die Landsknechte des Generals Maercker das revolutionäre Halle besetzten, kämpften der Kompanieführer Meseberg und der Zugführer Zschammer Schulter an Schulter. Meseberg, von

Konterrevolutionären gefangen, starb durch Meuchelmord. Damals schwor sich Zschammer, das Vermächtnis seines Freundes zu erfüllen.

Nun war ihm hier tags zuvor das Kommando über die erst noch zu bildende Nordfront übertragen worden. Allerdings löste das bei ihm sehr zwiespältige Gefühle aus. Einerseits schmeichelte es ihm, daß man gerade ihm solche schwierige Aufgabe anvertraute. Zugleich beschlichen ihn aber auch bange Zweifel, ob eine solche Aufgabe überhaupt zu lösen sei. Diese Zweifel waren, da er mit Georg Schumann und Karl Berger vor der Karte stand, noch größer geworden. Schumann deutete mit einem Bleistift die Richtungen an, aus denen die Verstärkungen aus Bernburg, Köthen und Staßfurt, deren Befehl er übernehmen sollte, zu erwarten waren. Aber ob sie auch wirklich kamen? Zur rechten Zeit? In genügender Stärke? Und ob sie auch einigermaßen bewaffnet waren?

Das waren die Fragen, die ihn die vergangene Nacht nicht richtig zur Ruhe kommen ließen. Fraglich war auch, ob sich die Anhaltiner willig seinem Befehl unterordneten? Es war doch so gut wie nichts vorbereitet; alles mußte improvisiert werden.

„Vor übermorgen werden sie auf keinen Fall heran sein", sagte Schumann. „Unterdessen darfst du aber nicht nur Däumchen drehen. Die Landarbeiter da oben in den Dörfern sind ebenfalls gegen Kapp in

den Generalstreik getreten. Die müßt ihr auch auf die Beine bringen, um die Einschließung der Putschisten zu vollenden. Am besten, ihr seht euch die dortige Gegend gleich heute noch mal, oben von den Klausbergen aus, an. Da habt ihr eine weite Aussicht, ich war auch schon mal oben."

„Du willst also fort, Willi?" So fragte Ruth, das junge Mädchen im Schürzenkleid, das unbemerkt wieder hereingekommen war und die letzten Worte noch gehört hatte. Große Besorgnis schwang in ihrer Stimme.

„Ja, Ruth, aber ich gehe nicht weit. Ein paar Tage lang werden wir uns wohl nicht sehen." Mit einem Lächeln suchte Zschammer den harmlosen Ton seiner Antwort zu unterstreichen, aber es gelang ihm schlecht.

Auf dem hübschen Gesicht seiner Verlobten spiegelte sich große Angst. „Muß denn das sein?" fragte sie fast tonlos.

„Komische Frage für eine Kommunistin", polterte Zschammer heraus. Dann, als er das Zucken um ihren Mund und die blanken Tropfen an ihren Wimpern bemerkte, sagte er leise: „In diesen Tagen müssen wir alle dorthin, wo wir gebraucht werden. Da darf keiner zagen. Bist doch ein tapferes Mädel . . ." Er hatte sie um die Schulter gefaßt.

Sie antwortete nur durch stummes Kopfnicken; dann schlang sie ihre Arme um seinen Hals.

Schumann, der die ganze Szene nicht ohne Rührung betrachtet hatte, sagte begütigend: „Ja, liebe Ruth, wir müssen jetzt hart sein. Ihr seid ja noch nicht einmal verheiratet, auf mich aber wartet in Leipzig meine Frau mit einem kleinen Kind; das ist auch nicht leicht."

Berger fügte noch hinzu, daß es im vergangenen Krieg vielen Hunderttausenden ebenso erging. „Damals kämpften wir für die Kapitalisten, heute gegen sie . . . Aber was ist denn da passiert?"

Von nebenan kam erregtes Stimmengewirr, das sich bis zu lautem Aufjubeln steigerte. Etwas ganz Außerordentliches mußte die Ursache sein. Da wurde auch schon die Verbindungstür zum Saal aufgerissen. Einige Arbeiter mit freudestrahlenden Gesichtern drängten herein. Die Nachricht, die sie mitbrachten, war durchaus geeignet, Freude und Jubel hervorzurufen.

Die revolutionären Arbeiter des Rhein-Ruhrgebietes hatten bei Herdecke und Wetter einen großen Sieg über die putschenden Militärs errungen. In dem engen Ruhrtal war ein Teil des gegen Hagen aufmarschierten Freikorps Lichtschlag vernichtend geschlagen worden. Allein bei Wetter waren vierundsechzig dieser Landsknechte gefallen, bei Herdecke mußte eine ganze Kompanie der Putschisten die Waffen strecken. Große Beute an Waffen, Munition und andern Ausrüstungen waren in die Hände der

Arbeiter gefallen, darunter eine gefechtsbereite Batterie Feldgeschütze! Damit hatten die Arbeiter endlich Waffen in den Händen, um sich ihrer Haut zu wehren. Überall waren schwere Kämpfe im Gange, in denen die Kumpel Sieger blieben. Die Bildung der Roten Ruhrarmee unter einheitlicher Führung ging zügig voran!

Das war wohl eine Nachricht, die einem vor Freude die Sprache verschlagen konnte. Karl Berger war der erste, der sie wiederfand. „So ist's richtig! So mußte es kommen! Und so müssen wir es auch hier im mitteldeutschen Industriegebiet machen!" Mit diesen Worten gab er zugleich auch der Stimmung seiner Genossen Ausdruck.

Willi Zschammers Augen, die eben noch etwas skeptisch blickten, hatten sofort ihren alten Glanz wiederbekommen. Schumann schlug ihm derb, aber freundschaftlich auf die Schulter. „Das wäre ja gelacht, wenn wir das hier nicht auch schaffen würden", rief er in lauter Begeisterung.

Dann, an das Mädchen gewandt, fügte er zuversichtlich hinzu: „Mit der Aktionseinheit der Arbeiterschaft sind wir eine unwiderstehliche Kraft, die den ganzen Kapp-Spuk in acht Tagen zum Teufel gejagt hat. Dann aber haben Ruth und Willi auch Zeit zum Hochzeitmachen. Und dann wird gescherbelt, daß die Wände wackeln, nicht wahr, Mädel?"

Jetzt mußte auch sie, wenn auch noch unter Tränen, lächeln. Berger fügte hinzu: „Vergeßt nur nicht, mich auch einzuladen!"

Karl Berger erinnert sich

Und nun liegen die beiden Kämpfer Willi Zschammer und Karl Berger oben auf der Höhe der Klausberge.

Die Mittagsbrise trägt den dünnen Klang ferner Kirchturmglocken herauf, die zwölfte Tagesstunde verkündend.

Willi Zschammer sagt: „Die feste Burg da drüben auf dem Felsbuckel des Giebichensteins steht nicht zufällig unmittelbar über der Brücke; dort war früher mal eine Furt. Wenn der Luginsland da oben am Turm sprechen könnte, er würde sicher viel erzählen. Zum Beispiel von den endlosen Scharen der Ostlandreiter. Beutehungrig kamen sie an, um – wie sie sagten – den heidnischen Wenden Kreuz, Christentum und deutsche Zucht und Sitte beizubringen. In Wirklichkeit aber ging es ihnen darum, sich den Grund und Boden anzueignen und die früheren Besitzer zu Leibeigenen zu machen. Oft genug kamen sie aber auch schwerverprügelt zurückgeflutet. Dann waren sie heilfroh, wenn sie unter dem Schutz der Grenzburg wieder erst mal Luft holen konnten.

Die Zeiten haben sich geändert, aber der strategische Wert dieser Stelle ist geblieben. Deshalb haben ja die Kappisten dort ihre Maschinengewehre eingebaut. Sie wollen die Brücke sichern, entweder als Rückzugslinie nach Westen, wenn ihnen der Boden in der Stadt zu heiß geworden ist, vielleicht aber auch als Ausfallpunkt, um unsre Stellungen an der Südfront zu umgehen. Darum müßt ihr euch noch heute hier oben eingraben, genauso, wie es drüben auf der andern Seite die Genossen aus Kröllwitz schon getan haben."

„Verstehe", sagt Karl Berger, „aber wir haben ja nicht nur den Giebichenstein gegenüber. Gleich diesseits der Brücke – im Zoologischen Garten und in der Saaleschloßbrauerei – haben sich auch Kapp-Soldaten eingenistet. Und weiter oben rauf", er deutet nach Nordosten, wo sich das in der Sonne blitzende Schienenband der Bahnlinie gegen den Horizont hin verlor, „da liegen die Hallen und Schuppen des Flugplatzes. Und da sitzen sie auch drin. Vier Maschinengewehre haben sie bei sich, wie ältere Schuljungen von unsrer Kundschaftergruppe gestern abend festgestellt haben. Die könnten uns hier leicht vom Norden her umfassen."

„Richtig gesehen, Karl! Aber was meinst du zu dem Berg da links von uns?"

„Ja, der Galgenberg", stimmt Berger zu. „Von dort aus hätten wir den Bahndamm und die Unterfüh-

rung an der Ziethenstraße unter direktem Beschuß. Und der Flugplatz liegt darunter wie auf einem Präsentierteller, mit Karabinern und MGs allerdings noch nicht zu erreichen. Auf dem Berg haben wir oftmals Indianer und Trapper gespielt und auch Äpfel in der benachbarten Gärtnerei geklaut."

Willi Zschammer lächelt. Dann sagt er: „Die Frage ist nur die: Wie können wir aus den Dörfern in der Ebene nördlich von hier noch Männer auf die Beine bringen? Aber laßt uns erst mal volle Deckung nehmen, die auf dem Giebichenstein haben nämlich auch gute Ferngläser. Rauchen wir ein Stäbchen, vielleicht kommt uns da ein brauchbarer Gedanke."

Sie setzen sich in einer Mulde auf das sonnenwarme Heidekraut und zünden sich selbstgedrehte Zigaretten an. Mit nachdenklich langsamen Zügen blasen sie den Rauch aus den Nasenlöchern. Eine Weile schweigen sie vor sich hin. Zschammer, der den Kopf in die Hände auf die angewinkelten Knie gestützt hat, verfolgt ein weißes Wölkchen, das über dem Aussichtsturm auf dem fernen Petersberg aufgetaucht ist. Berger hat die Augen wie im Schlaf geschlossen. Aber seine Gedanken beschäftigen sich mit den Verhältnissen und Zuständen in den Dörfern in der Ebene, die ihm mehr oder minder gut bekannt sind. Viel reaktionäre Großbauern gibt es dort. Auf den großen Gütern haben sich sogar als Feldhüter getarnte Landsknechte aus dem Baltikum

eingenistet. Wo die größten Misthaufen rauchen, da gibt es auch Waffendepots, gut versteckt . . .
Aber ganz so gut versteckt sind sie nun auch wieder nicht. Die ausgebeuteten Landarbeiter, in der Mehrzahl gewerkschaftlich organisiert, haben ein wachsames Auge. Zusammen mit den Arbeitern der Ziegeleien, Zuckerfabriken und der kleinen Braunkohlengruben, die es dort herum gibt, sind sie auch geschlossen in den Generalstreik getreten. Das Waffenlager in der Molkerei Bergholz soll in der kommenden Nacht von den Trothaern ausgehoben werden. Die Genossen Menzel, Roßler und Schwenke haben dafür einen ganz raffinierten Plan ausgedacht . . .
Berger schmunzelt, als er sich die dummen Gesichter der Bergholzer Reaktionäre vorstellt. Wenn sie nämlich morgen früh dahinterkommen, daß die drei mit weißen Armbinden versehenen Noske-Soldaten, die das Material abgeholt hatten, verkleidete Revolutionäre gewesen waren. Ein leichtes MG, dreißig Karabiner und eine Leuchtpistole – damit ließ sich schon was anfangen, um weitere Waffen zu beschaffen!
Aber man benötigt auch die kräftigen Fäuste der dortigen Proleten. Seine Augen blieben an einem großen Häuserkomplex haften, über dem der viereckige Turm einer alten Wehrkirche emporragt, die Spitze mit zwei komischen Dachreitern gekrönt. Das

ist Seeben, ein Dorf mit einer starken USPD-Ortsgruppe! Hier könnte man Männer für den Kampf gegen die Kapp-Putschisten mobilisieren! In plötzlicher Erinnerung schlägt er sich vor den Kopf, daß es klatscht und sein Nebenmann erschrocken auffährt.

„Mensch, Willi, daß ich nicht gleich an die ‚Bundisten' in Seeben gedacht habe!"

Natürlich will Zschammer Näheres über diese „Bundisten" wissen, von denen er noch nie gehört hat. Mit wachsendem Interesse hört er zu, was Berger über die „Bundisten" weiß und wie er zu ihrer Bekanntschaft gekommen ist.

Der Bund der Treuen

Die „Bundisten" waren eine Art Freundschaftsbund junger Genossen, mit Idealen, die sie aus dem Verband der sozialdemokratischen „Freien Arbeiterjugend" über den Krieg hinweg gerettet hatten. Einmal in jeder Woche kamen sie zwecks Erweiterung ihrer Bildung zusammen. Sie begeisterten sich an den Dichtungen von Heinrich Heine, Georg Herwegh und Ferdinand Freiligrath. Sie diskutierten über die Lehren von Charles Darwin und Ernst Haeckel! Das „Kommunistische Manifest" von Karl Marx und Friedrich Engels arbeiteten sie gemein-

sam durch! Natürlich kannten sie auch ein frohes Jugendleben mit Spiel und Gesang, fast jeder von ihnen spielte irgendein Zupfinstrument. Sonntags wanderten sie mit Klampfe und Kochkessel hinaus. Letzthin, bei den Wahlen zur Nationalversammlung, hatten sie auf den Dörfern Flugblätter der USPD verteilt, zu deren linken Flügel sie sich ausnahmslos bekannten.

Karl Berger hatte diese lustigen Gesellen an einem Sonntagnachmittag im Lokal „Kaffeegarten" zu Trotha kennengelernt, wo sie auf der Rückkehr von einer Wanderung ein Freikonzert improvisierten. Sie spielten und sangen nicht nur die altbekannten Volks- und Wanderlieder, sondern auch die der Arbeiterbewegung, darunter das schöne „Brüder zur Sonne, zur Freiheit!"

Berger hatte zusammen mit andern Zuhörern – in der Mehrzahl Arbeiter aus Halle – begeistert applaudiert und durch Zurufe um Zugaben gebeten. Eine dieser Zugaben hatte ihm so gut gefallen, daß er sich von dem Anführer der Gruppe den Text geben ließ; bei dieser Gelegenheit hatte er sich mit ihm angefreundet. Den ersten Vers konnte er sogar auswendig:

„Kennst, Bruder, du den Bund der Treuen,
den nie ein Verräter entweiht?
Den Bund der Verkünder, der neuen,
der starken, der herrlichen Zeit!"

Mit begeisterter Betonung spricht er Zschammer jetzt den Vers vor. Dieser kneift ein Auge zu und macht nur „hm, hm!“, was ebenso gemäßigte Anerkennung wie verhaltene Skepsis ausdrücken kann. Schließlich sagt er: „Hört sich wirklich sehr schön an, aber was kann dahinterstecken? Es gibt jetzt so viele Latscher-Cliquen, die auch sehr revolutionär tun, die viel Revolutionsromantik unter der langhaarigen Tolle, aber wenig Verstand darunter und keinen Mumm in den Knochen haben.“

Berger widerspricht heftig: „So sind diese Seebener nicht; mit den Brüdern kannst du getrost Pferde stehlen gehen!“

Zschammer meint, jetzt komme es weniger auf das Stehlen von Pferden als auf das „Stehlen“ von Waffen und auf deren Gebrauch an.

Er fragte, ob Berger sie daraufhin schon geprüft habe.

Ja, Berger hatte! Mit besagtem Gruppenführer, dem Genossen Gustav Würker, war er auch auf die Notwendigkeit einer illegalen Arbeiterwehr zu sprechen gekommen und dabei auf großes Verständnis gestoßen. Würker, der gleich nach Beendigung seiner Lehre als Tischler Soldat werden mußte, trug seit seiner Verwundung einen glühenden Haß gegen den Kaiser und die Generale in der Brust. Das war auch der Grund, weshalb er bei Kriegsende in Berlin freiwillig zur „Republikanischen Soldatenwehr“ ging,

wo er bis zur ihrer Auflösung Mitglied des Soldatenrats war.

„Also eine verwandte Seele“, ruft Zschammer freudig. „Und wie ging's weiter? Mensch, erzähle doch!“

Berger blickt verlegen zur Erde. Immer schon wollte er mal hinüber nach Seeben, das nur sechs Kilometer von Trotha entfernt liegt ... Leider ist immer wieder was anderes, Wichtigeres dazwischengekommen.

„Aber da fällt mir ein: Heute ist ja der Tag, an dem die Bundisten in ihrer ‚Katakombe‘ zusammenkommen. Da werde ich nachher mal hinüberflitzen. Ich glaube, daß es sich lohnt! – Aber nein, das geht nicht“, korrigiert er sich sogleich, „ich muß ja heute abend unsre Genossen hier in ihre Stellungen auf den Klausbergen einweisen.“

„Richtig“, sagt Zschammer, „du mußt hierbleiben, damit keine Dummheiten gemacht werden, keine unnötigen Schießereien. Ich werde mich selbst auf den Bock setzen und diesen munteren Knaben persönlich auf den Zahn fühlen.“

Bei Mutter Rohloff in Seeben

Seeben ist ein mittelgroßes Dorf halbländlichen Charakters, wie es in der Umgebung mitteldeutscher

Industriestädte viele gibt. Längs der gutgepflasterten Hauptstraße liegen engumfriedet die Anwesen alteingesessener Bauern. Ihrem äußeren Zustand sieht man es an, daß ihre Besitzer gut über Krieg und Nachkrieg gekommen sind. Ihre Haustüren halten sie auch tagsüber verschlossen. An den festverrammelten Hoftüren schrecken Schilder wie „Unbefugten Zutritt streng verboten!" oder „Vorsicht, bissiger Hund!" Fremde ab, die ein paar Kartoffeln hamstern wollen.

Zwischen die Höfe der wohlhabenden Bauern haben sich im Laufe der Jahre mehrstöckige Wohnhäuser eingeschoben. Die Mieter sind zumeist Arbeiter. Aber nur wenige finden bei den Bauern im Dorf oder auf dem der Stadt Halle gehörenden Gut ihr Brot. Die Mehrzahl arbeitet auf der benachbarten Braunkohlengrube „Karl Ernst" oder in den Steinbrüchen der Umgebung. Nicht wenige fahren aber auch per Rad auf Arbeit, in die nur sechs Kilometer entfernte Stadt.

Die Schaufenster an der Hauptstraße sind zwar blankgeputzt, aber beim Fleischer erinnert nur ein tönernes Schweinchen an die appetitlichen Würste und Schinken, die hier mal – lang, lang ist's her – ausgelegen haben. Auch der Konsum hat nur Pappattrappen und Reklameschilder ausgestellt. Auf einem mit Schreibmaschine geschriebenen Zettel, mit dem Amtsstempel versehen, sind die Sonderzu-

teilungen für den Monat März zu lesen: „1. Woche pro Person 1 Pfd. Kunsthonig und 30 Gramm Margarine; 2. Woche 50 Gramm Salzhering; 3. Woche 1 Ei“ – – –.

Auch der Zustand des Bäckerladens kündet von dem furchtbaren Würgegriff des Nachkriegshungers, dem die Werktätigen natürlich besonders ausgesetzt sind.

In den schmalen Nebengassen, die von der Hauptstraße aus kurz und ungepflastert in die Felder hinauslaufen, drängen sich die bescheidenen Häuschen der kleinen Leute, die wenig oder gar kein Land besitzen. An einer dieser Gassen liegt, überschattet von einer breitausladenden Linde, ein schäbig aussehendes Wirtshaus. „Zur Linde, Inh. Witwe A. Rohloff“ steht auf dem blauen Blechschild über dem Eingang.

Die „Linde“ mit ihrem kleinen Vereinszimmer spielt im politischen Leben des Dorfes eine wichtige Rolle. Hier tagen die Arbeitervereine, deren es in Seeben viele gibt, denn neunzig Prozent der Proleten sind freigewerkschaftlich organisiert! Da sind „Turn- und Sportverein Fichte“, „Arbeiterradfahrer-Bund Solidarität“, „Arbeitersängerbund Liederfreunde“ und einige andre mehr. In all diesen Vereinen übt die Unabhängige Sozialdemokratische Partei starken Einfluß aus, die auch im Gemeinderat die Mehrheit besitzt. Die KPD ist hier noch nicht vertreten,



aber die Mehrzahl der USPD-Genossen neigt bereits stark zur Kommunistischen Internationale.
Mutter Rohloff, wie die Lindenwirtin von alt und jung genannt wird, ist eine resolute Fünfzigerin mit breiten Hüften, grauem Scheitel und lustigen Augen in einem rundlich-gutmütigen Gesicht. Obwohl man mitten in der Woche ist, sitzen und stehen im Schankraum mehr Gäste als sonst freitags, wenn Lohntag ist. Unaufhörlich läßt die Wirtin das dünne Nachkriegsbier in die Gläser rinnen, bis der Bierhahn plötzlich „zschscht" macht, als Zeichen, daß das Faß im Keller erschöpft ist.
„Schluß für heute", sagt Mutter Rohloff und stellt das Glas, das ihr ein krummgezogener Steinbrucharbeiter hinhält, auf die Theke zurück.
„Aber warum denn, Mutter Rohloff, du hast doch sicher noch Fässer im Keller?"
„Fässer schon ... bloß da ist nischt nich mehr drinne", kommt es ironisch zurück. „Die Brauer und Bierkutscher streiken ja genauso wie ihr. Und wenn nun keiner von euch den Trick von der Hochzeit zu Kanaa weiß, wo sie aus Wasser Wein gezaubert haben, dann kann ich euch nur noch Gänsewein einschenken, der ist sogar gratis und franko!" Verdrießlich setzt sie noch hinzu: „Schlechtes Geschäft, wenn die Gäste Wasser saufen müssen!"
„Tröste dich, Mutter Rohloff, dein Bierhahn wird bald wieder laufen!" ruft ein junger Arbeiter, der

soeben mit ziemlichem Schwung zur Tür hereingekommen ist und noch das Jammern der Wirtin gehört hat. Dann sagt er, mit lauter Stimme an die Anwesenden gewendet: „Das Neuste, Genossen, hat soeben Henze Otto aus Halle mitgebracht! Der Kapp und seine Kumpane sind Wasser saufen gegangen. Der Generalstreik ist abgeblasen. Um sechs Uhr große Versammlung im ‚Schwan'!"

Der Kapp-Putsch ist gescheitert! Wie geht es weiter?

Eine solche Versammlung hat der Gasthof „Zum Schwan" noch nie erlebt. Die Besucher stehen nicht nur in den Gängen und bis weit in den Vorraum hinaus. Sie hocken auf den Fenstersimsen, auf der Treppe, die zur hoch an der Wand angebrachten Musikantentribüne führt, und auf dieser selbst. Einige verwegene Burschen haben ihre Beine durch das Gitter gesteckt und lassen sie lustig über die Köpfe der Daruntersitzenden baumeln. Andere, die keinen Platz mehr finden, drängen sich draußen vor den weitgeöffneten Fenstern. Dazwischen sieht man auch einzelne Großbauern und Kleinbürger, die sich scheuen, in einer Versammlung der „Radikalen" gesehen zu werden. Die Nachricht von der Wendung der Dinge in Berlin hat mit Windeseile das ganze

Dorf durcheilt. Man muß doch spannen, auf welches Pferd nun zu setzen ist!

Otto Henze, ein Arbeiter mittleren Alters, ist Vorsitzender der Seebener Ortsgruppe der USPD, Gemeindevertreter und Vorsitzender der Fraktion seiner Partei in einer Person. Er ist aber auch Mitglied der Bezirksleitung des Bauarbeiterverbandes und daneben noch ein vielbegehrter Versammlungsredner.

Um überhaupt in den Saal zu gelangen, muß er die kleine Hintertür benutzen. Als seine hagere Gestalt mit dem knochigen, jetzt von der Märzsonne geröteten Bartstoppelgesicht auftaucht, aus dem ein Paar hellwache Augen unter buschigen Augenbrauen blitzen, gibt es erwartungsvolles Hälserecken. Henze braucht nur ein paar beschwichtigende Bewegungen mit seinen langen Armen zu machen, und sofort tritt knisternde Stille ein; selbst das Husten hat aufgehört. Er ist von jeher gewohnt, ohne Drumherumreden zur Sache zu sprechen. Er wird eine Analyse der politischen Lage geben, wie sie sich nach dem Zusammenbruch des Militärputsches darstellt.

„Also“, ruft er mit gehobener Stimme in den Saal, „die Putschistenregierung ist zurückgetreten. General Ludendorff, ihr militärischer Oberhäuptling, ist per Flugzeug nach Schweden getürmt. Der Reichspräsident Ebert und die Regierung sind angeblich wieder Herr der Lage, weil die meuternden Truppen sich ihnen wieder zur Verfügung gestellt haben.

Aus diesem Grund hat Ebert den Generalstreik für beendet erklärt. Das Ganze sieht jetzt fast so aus, als ob alles nur so eine Art kleines Mißverständnis gewesen ist!“

Bereits bei diesen Worten setzt im Saal große Unruhe ein, erregte Zwischenrufe werden laut.

Dann fährt Henze fort: „In Halle sind heute mittag Plakate angeschlagen worden. Eines davon, das die Hallenser gleich wieder runterrissen, habe ich euch mitgebracht. Da steht geschrieben:

> Angesichts der drohenden Bolschewistengefahr, die an unsre Tore pocht, vergeßt in Halle den Streit um die alte und neue Regierung. Tretet ein als Zeitfreiwillige! Erscheint zur Einwohnerwehr! Befolgt die Anordnungen, die für Aufrechterhaltung von Ruhe und Sicherheit gegeben werden!
>
> Meidet die Straßen! Ich rechne allseitig auf Einsicht und Besonnenheit.
>
> Czettritz, Oberst und
> Garnisonältester“

Auf den Gesichtern der atemlos lauschenden Zuhörer malt sich fassungsloses Erstaunen, ja Entsetzen, das aber schnell aufsteigender Wut Platz macht. Alle sind aufgesprungen und schreien, mit den Händen gestikulierend, durcheinander.

Es dauert geraume Zeit, bis sich der Entrüstungs-

sturm so weit gelegt hatte, daß der Redner fortfahren kann.

„Eure Erregung, Genossen und Genossinnen, zeigt, daß ihr die neue Wendung der Dinge richtig zu deuten wißt. Wieder, wie so oft, muß das schon 1918 heraufbeschworene Bolschewisten-Gespenst herhalten, um die politische Atmosphäre zu vernebeln und zu vergiften. Dieser Appell des Herrn Czettritz zur Verstärkung der Zeitfreiwilligen und Einwohnerwehr beweist, daß die Reaktion, statt die Waffen zu strecken, an der Macht bleiben will. Im ‚Volksblatt' habt ihr ja kürzlich gelesen, was einer dieser Herren gesagt hat: ‚Ich breche dieser Regierung gegenüber zwischen elf und zwölf jeden Eid, den ich ihr zwischen zehn und elf geschworen habe.'"

Stürmische Rufe: „Hört, hört!" und „Pfui!"

„Also, liebe Freunde, so sehen die Stützen der Regierung in Berlin aus, die – wie es so schön und harmlos heißt – ‚ihre Geschäfte wieder aufgenommen hat'! Was wir jetzt in Wirklichkeit haben, ist nichts weiter als die kaum verhüllte Diktatur des Militärs!" Henze hat sich so in Erregung gesteigert, daß er sich, ganz atemlos, erst mal setzen muß.

Der alte Graukopf Wilhelm Knickhöfel drängt sich nach vorn. Ohne sich erst zu Wort zu melden, beginnt er mit vor Empörung vibrierender Stimme: „Ich möchte dazu auch mal was sagen. Ich meine, daß die durch und durch reaktionäre Reichswehr so-

fort aufgelöst werden muß. Und ebenso ist die grüne Sipo, die sich gleichfalls als unzuverlässig erwiesen hat, gründlich durchzukämmen. Machen wir uns doch nichts vor, Genossen! Die Offiziere lachen im stillen über die Republik und über ihren obersten Vorgesetzten, den preußischen Innenminister Heine von der SPD. Außerdem aber muß jetzt auch ganz radikal mit der ständig auf dem Sprung stehenden geheimen Bürgerkriegsarmee der Reaktion aufgeräumt werden. ‚Orgesch', ‚Zeitfreiwillige', ‚Akademische Legionen', Einwohnerwehren, Bauernwehren und die sogenannten ‚Flurschützen' auf den Gütern, die in Wirklichkeit nur getarnte Baltikumbanditen sind! Und ich meine, das darf auf keinen Fall mehr so hingenommen werden."

Den einfachen, aber logischen Ausführungen des alten Arbeiters folgt allseitige Zustimmung.

Henze nimmt wieder das Wort. „Genosse Knickhöfel hat durchaus recht. Die Frage ist nur: Wer soll diese schweren Aufgaben durchführen? Dieselbe Regierung etwa, die bisher nur Front nach links gemacht hat?"

„Alle Macht den Arbeiter- und Soldatenräten!" gellt eine Stimme aus dem Hintergrund des Saales, findet aber kaum Echo.

Henze zuckt bedauernd mit den Schultern. „Schön wär's ja, Genossen! Leider kommt dieser Vorschlag zu spät, weil die Soldatenräte von dem Bluthund

Noske schon vor einem Jahr abgewürgt worden sind. Und die Landsknechte der Reichswehr? Die hören bekanntlich nur auf das Kommando ihrer Offiziere."
„Die Aktionseinheit der Arbeiterklasse kann es aber durchsetzen!" kommt ein neuer Zwischenruf, diesmal von stürmischem Beifall aufgenommen.
„Jawohl", ruft Henze mit starker Stimme, „das ist auch die einhellige Ansicht unseres Aktionsausschusses. Am Generalstreik darf nicht gerüttelt werden, bis bestimmte Mindestforderungen der Arbeiter erfüllt sind. Obenan steht die Bewaffnung der Arbeiter, das heißt die Aufstellung einer sozialistischen Volkswehr. Nur so kann das blutgierige Militärgeschmeiß entwaffnet und eine wirklich demokratische Volksregierung geschützt werden. Das ist die einzige Sprache, die dieses Gesindel versteht!"
„Aber wir haben doch keine Waffen", kommt ein zaghafter Ruf. „Na, dann holen wir uns welche!" – „Was die im Rheinland und im Ruhrgebiet können, können wir auch."
„Bravo!" – „Bravo!" wird von verschiedenen Seiten geantwortet. Stürmisches Händeklatschen, unterstrichen durch Fußgetrappel, füllt den Saal.
Henze nimmt wieder das Wort. „In Halle ist jetzt der Teufel los. Die Putschisten sind wie von einer Panik ergriffen. Fortwährend krachen Schüsse, Handgranaten, MG-Salven! Es gibt schon Tote und

Verwundete. Das ist die Ruhe und Sicherheit, die uns der Herr Garnisonälteste versprochen hat. Aber unsere Arbeiter halten nicht still. Sie haben schon ganze Gruppen dieser Lausejungen verprügelt und ihnen die Waffen abgenommen. Das Südviertel um den Hettstedter Bahnhof herum ist schon in der Hand bewaffneter Widerstandskämpfer. Auch an andern Stellen wurde das Pflaster aufgerissen, wachsen Barrikaden."

„Wir müssen rein nach Halle, den Genossen helfen", ruft ein junger Arbeiter mit blitzenden Augen.

„Natürlich müssen wir helfen. Aber wie, das muß gut überlegt und organisiert werden", antwortet Henze. „Vielleicht aber kommt es auch umgekehrt, wie der Genosse Würker denkt, nämlich, daß die Hallenser Arbeiter zu uns herauskommen, um die Kappisten in der Stadt einzuschließen. Irgend etwas ist in dieser Richtung schon im Gange. Also haltet euch bereit, Genossen, wir werden alle noch gebraucht!"

Revolutionäre auf der Kegelbahn?

In der Gaststube der „Linde", wo Willi Zschammer kurz nach neun Uhr abends aufkreuzt, brennen nur dürftige Paraffinlichter. Eines leuchtet der Wirtin, die hinter ihrer Theke Kohlrüben schält, das

andre drei Männern, die in der Ecke unverdrossen Karten spielen. Das sieht ja gerade nicht nach einer Versammlung der Bundisten aus, denkt Willi Zschammer. Also fragt er nach der Wohnung von Gustav Würker.

„Wozu willst du in seine Wohnung, wenn er doch hier ist? Nein, nicht bei den Döskoppen da in der Ecke, er ist mit seinen Bundesbrüdern auf der Kegelbahn, wie jeden Mittwochabend. Hier, den Gang linksrum. Aber vorsichtig, der Gang ist dunkel."

Zschammer fühlt sich, als habe er einen Schlag vor den Kopf erhalten. Auf alles war er vorbereitet gewesen! Aber nicht auf Kegelbrüder, die in diesen bewegten Tagen „eine ruhige Kugel" schieben.

Zorn, unbändiger Zorn würgt in ihm hoch gegen Karl Berger, den Trothaer Hundertschaftsführer, der ihm zumutet, mit solchen Brüdern eine revolutionäre Front aufzubauen, gegen die oberste Kampfleitung in Halle, die keine Ahnung hat, wie es hier draußen auf den Dörfern aussieht! Er hat aber auch Wut auf sich selbst! Worauf hat er sich denn da bloß eingelassen?

„Also zum Abschied noch einmal deinen Befehl, Genosse Zschammer: Du mußt dich hinfort als den roten General betrachten, der für die militärische Abriegelung im Norden von Halle verantwortlich ist. Truppen dafür haben wir leider ebensowenig auf Lager wie Waffen. Die mußt du dir selbst orga-

nisieren. Freiwillige dafür gibt es bestimmt genug. Genosse Berger mit seinen Trothaern wird dich dabei unterstützen. Vor allem mußt du auch sofort Fühlung mit den Anhaltinern aufnehmen, die zu unsrer Unterstützung unterwegs sind. Wir wissen, daß wir uns auf dich verlassen können. Also dann Hals- und Beinbruch!"

So hatten heute vormittag die letzten Worte des Genossen Georg Schumann vom militärischen Operationsstab gelautet. Als er dann wenige Stunden später zusammen mit dem Genossen Karl Berger auf den Klausbergen stand, da hatte er sich schon fast wie ein wirklicher Revolutionsgeneral gefühlt, der die Frontlinien absteckte und die aufmarschierten Arbeiterbataillone in Angriffsstellungen einwies. Ach, wie oft hatte er seit dem Tag, da er erstmalig nach der Novemberrevolution wieder zur Waffe gegriffen, davon geträumt, nach dem Vorbild russischer Revolutionshelden seine Klassenbrüder zum Kampf gegen die verhaßten Militaristen anführen zu dürfen!

Aber stärker als alle Träumereien hatten sich die Realitäten erwiesen. Jetzt kommt er sich fast vor wie der Ritter Don Quichote, der im blinden Eifer gegen Windmühlen anrennen will.

Sein himmelstürmender Optimismus ist plötzlich tiefer Niedergeschlagenheit gewichen; zugleich überfällt ihn körperliche Schwäche. Seine Füße zittern,

ist er doch in den letzten Tagen unaufhörlich auf den Beinen oder auf dem Rad gewesen. Dazu wenig Essen und noch weniger Schlaf . . . Er muß sich erst mal setzen.
Frau Rohloff hat, während sie ihr Kohlrübenschnitzerln fortsetzt, über ihre Brille hinweg den seltsamen Gast beobachtet. Irgendwas scheint an ihm nicht zu stimmen. Als er jetzt mit tonloser Stimme um ein Glas Wasser bittet, kommt sie eilends hinter der Theke hervor. Während sie mit der einen Hand das Glas hält, leuchtet sie, mit dem Licht in der anderen, Zschammer ins Gesicht. Sie ist erschrocken, als sie ein kalkweißes Antlitz erblickt, aus dem ihr zwei dunkle Fieberaugen entgegenfunkeln.
„Großer Gott, Junge, bist du denn krank?" Mit mütterlicher Zärtlichkeit streicht sie ihm die lange, schwarze Haarsträhne zurück und legt ihm ihre vom ständigen Gläserspülen kalte Hand auf die heiße Stirn.
Zschammer spült die Tablette, die er aus der Tasche genommen hat, mit einem Schluck hinunter und trinkt den Rest des Wassers hinterdrein. Dann sagt er unter dankbarem Lächeln: „War nur ein kleiner Schwächeanfall. Kriegsandenken, Wolhynienfieber! Ein bißchen sitzen, dann ist es vorbei."
Langsam hat er seine Gedankenmaschinerie wieder beisammen. Aber wie nun weiter? Das weiß er nicht. Wie sollte er aus diesem Abenteuer, auf das er sich

eingelassen, wieder herauskommen? Das Beste wäre wohl, einfach auszusteigen!
Aber das wäre wohl zu einfach gewesen und auch zu gewissenlos. Was sollte er denn später, wenn die Partei von ihm Rechenschaft verlangte, sagen? Die oberste Kampfleitung hatte doch bei ihren Plänen bestimmt darauf gebaut, daß auch der Norden von Halle in revolutionäre Bewegung kam, um die heranrückenden Anhaltiner zu verstärken. Davon hing letztlich das Gelingen der großangelegten Einschließungsaktion ab. Kam diese geplante Nordfront nicht zustande, ging die Schlacht um Halle sicher ungünstig für die Arbeiter, womöglich gar mit vergeblich dargebrachten Blutopfern, aus.

Zschammer hat „eine Ratze geschmissen"

Zschammer weiß nicht, wie lange er in halber Bewußtlosigkeit, mit dem Kopf auf dem Tisch, vor sich hin gedöst hat, als ihn ein sanfter Anstoß aufschreckt.
„Ich heiße Würker, wer bist du, und was willst du von mir?"
Vor ihm steht ein junger Mensch, dessen intelligentes Gesicht eigentlich gar nicht zu den Vorstellungen paßt, die er sich soeben noch von den „Kegelbundisten" gemacht hat. Wortlos reicht er dem Mann die

Ansichtskarte aus Wörlitz, unterschrieben mit „Gustav Würker", die ihm Berger als Legitimation mitgegeben hat.

„Vom Berger Karl aus Trotha? Auf den warten wir schon alle Tage. Ja, warum kommt er denn nicht selbst?"

„Karl hat heute abend anderes vor, deshalb schickt er euch den Genossen Willi. Wir sollten über gewisse Vorkommnisse verhandeln, die sich ja wohl schon rumgesprochen haben. Aber", so fügt er mit spitzem Hohn hinzu, „Kegelschieben geht ja wohl vor?"

Der andere macht zuerst ein verständnisloses Gesicht, dann prustet er laut los. „Hahaha . . .! Kegelschieben? Nee, mein Freund, da hast du eine Ratze geschmissen! Die Bundisten schieben keine ruhige Kugel, sie halten nur im Vorraum der Kegelbahn ihre Wochenabende ab. Also dann komm mal mit rein in unsre Katakombe."

War es die Chinintablette? Der kurze Tiefschlaf? Oder waren es die aufklärenden Worte des Genossen? Zschammers Schwächeanfall ist wie weggeblasen, und auch sein Stimmungsbarometer, soeben noch ganz tief stehend, kündet schon wieder Schönwetteraussichten an.

Unter dem niedrigen Bretterdach der Keglerstube herrscht lebhafte Unterhaltung, die aber sofort abbricht, als Würker den unbekannten Gast herein-

schiebt. Zschammer, der an dem mit einer Zeltbahn bedeckten Vorstandstisch neben Würker Platz nehmen muß, ist zuerst vom grellen Karbidlicht einer Fahrradlaterne geblendet. Dann kann er die einzelnen Gesichter der vor ihm auf Gartenstühlen sitzenden jungen Männer erkennen. Befremdung, Neugierde, auch Skepsis vermag er darin auszumachen, aber keinen Stumpfsinn, wie er mit Befriedigung feststellt.

Neue Überraschung, als er die Titel einiger zerlesener Broschüren, die vor ihm auf dem Tisch liegen, erkennt. „Karl Marx: Der Bürgerkrieg in Frankreich." – „Bericht über den Gründungsparteitag der Kommunistischen Partei Deutschlands vom 30. Dezember 1918 bis 1. Januar 1919." – „Karl Grünberg: Die Sozialistische Volkswehr." Daß er in diesem abgelegenen Dorf Jungproletarier antrifft, die sich aus ihrem Klasseninstinkt heraus mit militärpolitischen Fragen beschäftigen, ohne erst auf Anleitung zu warten, das hat er nicht erwartet. Mit solchen „Kegelbrüdern" kann man schon „alle neune" werfen.

Zugleich mit diesem beglückenden Gefühl durchfährt ihn ein andrer Gedanke, der ihn aber mit Bitterkeit und Zorn erfüllt. Wie ganz anders stünde wohl die proletarische Abwehrfront da, wenn es die Parteiführung der USPD verstanden hätte, diese Kampfbereitschaft der Arbeiter, die es bestimmt



auch anderswo gibt, rechtzeitig zu organisieren! Zu weiteren Überlegungen kommt er nicht.
Würker klopft mit einem korkzieherartig gewundenen Wanderknüppel auf den Tisch. Er eröffnet mit wenigen Worten die heutige Versammlung der Bundisten: „Eigentlich sollte die Osterwanderung in die Dübener Heide besprochen werden. Fällt aus wegen Nebel. Dafür hat der Genosse Willi vom Aktionsausschuß in Halle das Wort zu einigen wichtigen Ausführungen zur politischen Lage."

„Allgemeine Darlegungen haben wir schon im ‚Schwan' gehört, wir wollen endlich wissen, wo wir mit anpacken können", ruft einer ungeduldig.

Das sind goldene Worte im Ohr von Willi Zschammer. Bei einer solchen Stimmung kann er sich sofort und ohne Umschweife seinem Vorhaben, dem Aufbau der Nordfront, zuwenden. Diese besteht zur Stunde erst aus den von den Trothaern besetzten Klausbergen am Saaleufer, muß aber schleunigst über den Galgenberg hinweg bis nach Zöberitz, nördlich vom Flugplatz, verlängert werden. Dabei kommt den Seebenern im allgemeinen und den Bundisten im besonderen eine wichtige Aufgabe zu.

„Was also habt ihr vorerst zu tun? Erstens: Alle kampfwilligen Männer in Zehnergruppen und Hundertschaften zusammenzufassen, die sich ihre Führer selber wählen; zweitens: Waffen besorgen; drittens: täglich zweimal Kurier mit Stärkemeldung und Situationsbericht zum Stabsquartier in Trotha schikken; viertens: Aufnahme der Verbindung mit den von Norden anrückenden Arbeitertruppen; fünftens: ständige Einsatzbereitschaft zur Ausführung von Befehlen, die euch zugeleitet werden; und sechstens, was sehr wichtig ist: Überwachung aller bekannten Reaktionäre. Dazu eignen sich Frauen und auch ältere Kinder sehr gut."

Knapp und präzis, wie er es beim Militär gelernt

hat, macht Zschammer seine Angaben. Und seine Zuhörer – selten hat er vor so aufmerksamen und ernsten Gesichtern gesprochen – haben ihn gut verstanden, haben ja alle mehr oder minder lange Kriegserfahrungen hinter sich.

„Hat noch einer eine Frage?"

„Was soll da noch zu fragen sein?" knurrt Würker.

Zschammer glaubt, zum Abschluß doch noch einige anfeuernde Worte schuldig zu sein. „Über eines müßt ihr euch klar sein, liebe Genossen", beginnt er mit eindringlicher Stimme. „Revolutionen sind keine Himbeerlimonade! Denkt immer daran, wenn es drauf und dran geht, welch Beispiel uns die russischen Arbeiter und Bauern gegeben haben, welche Opferbereitschaft sie aufbrachten und daß sie zuletzt über ihre Peiniger doch den Sieg errungen haben. Unsere Aussichten, daß wir gewinnen, waren auch noch nie so groß wie jetzt, wo hinter uns die gewaltige Kraft der proletarischen Einheitsfront steht. Nur so war es möglich, daß die Berg- und Hüttenkumpel an Rhein und Ruhr die Kapp-Banditen zu Paaren trieben und mitten im Kampf eine Zehntausende Mann starke Rote Ruhrarmee auf die Beine stellten. Unsre Arbeitsbrüder im Mansfeldischen sind dabei, dasselbe zu tun, und die Chemiekumpel vom Bitterfelder Revier haben ebenfalls schon kräftig zugeschlagen. Berlin und Sachsen werden auch nicht zurückbleiben. Der völlige Zusam-

menbruch des deutschen Militarismus ist – wenn wir alle kräftig mitmischen und keiner sich schont – nicht mehr aufzuhalten!"

„Genauso ist es", ruft Würker begeistert. „Also Bundisten-Parole: ‚Drauf und dran, kein Zögern und Zagen!' Denn wenn uns der Durchbruch diesmal nicht gelingt, können wir unsere deutsche Revolution endgültig in den Rauch schreiben. Und darum singen wir zum Abschluß unserer Mobilmachung noch unser schönes Kampflied. Klampfenmeister Habakuk, walte deines Amtes!"

Dieser „Habakuk", sonst auf den Namen Heinrich Howerka hörend, ist ein kleiner Kerl mit kurzgeschorenen Haaren, Bartkoteletten und hervorstehenden, aber verschmitzt blinzelnden Äuglein. Um seine bartlosen Lippen spielt zufriedenes Grinsen, während er seine buntbebänderte Laute überprüft. Paßt haargenau zu seinem Spitznamen, denkt Zschammer belustigt.

„Achtung, der Kantus steigt: Zwei . . . drei!" Aus zwölf Kehlen erklingt, nun zweistimmig gesungen und unter Klampfenbegleitung, das Lied vom Bund der Treuen:

„Kennst, Bruder, du den Bund der Treuen,
den nie ein Verräter entweiht?
Den Bund der Verkünder, der neuen,
der starken, der herrlichen Zeit!

Den Hammer, die Sichel wir tragen
im Sternenschild flammend und rot
als Sinnbild von künftigen Tagen,
von Freiheit, von Arbeit und Brot.

Wir schweißen die ehernen Bänder.
Die Weltschmiede dröhnet und braust.
Es schlägt an die Pforten der Länder
der Hammer in Arbeiterfaust.

Hinweg mit den Grenzen und Schranken!
Zerstört sie in heiligem Zorn.
Es harrt unsrer Sichel, der blanken,
die Ernte mit goldenem Korn.

Auf, auf denn, die Reihen geschlossen!
Hell bricht aus dem Osten der Tag.
Zum Kampfe heraus, ihr Genossen,
ein Wort nur, ein Lied und ein Schlag."

So begeistert haben die Bundisten ihr Lied noch nie gesungen. Emil Gölicke, ein Mann mit einer breiten Narbe quer über die Stirn, hat unwillkürlich seine zur Faust geballte Rechte erhoben, die andern machen es nach. Der letzte Vers klingt aus wie ein heiliger Fahnenschwur . . .

Und so ist es von diesen jungen Revolutionären auch gemeint. Willi Zschammer fühlt das ebenfalls. Auch er hat die Faust erhoben, mit der andern Hand muß er sich verstohlen die feucht gewordenen Augen

wischen. Mühsam nur kann er das Erregungszittern unterdrücken, das ihm durch den ganzen Körper läuft.

Die Seebener formieren sich

Seine Absicht, noch am selben Abend nach Trotha zurückzukehren, wird durch einen neuen Fieberanfall durchkreuzt. Hermann Heinicke, der bei den Bundisten unter dem Spitznamen „Bicksalbe" Sanitätshilfe leistet, kennt sich als ehemaliger Lazarettgehilfe in diesem Fall aus. „Können wir nicht verantworten", entscheidet er. Zschammer wird trotz Widerstrebens für die Nacht in dem Zimmer der „Linde" untergebracht, das noch immer auf die Heimkehr des im Krieg vermißten Sohnes der Wirtin harrt.

„Hast du denn wenigstens schon zu Abend gegessen?" fragt Mutter Rohloff, die den Kranken persönlich in das frisch bezogene Bett bringt. Zschammer verneint unter Zähneklappern. Der Teller Kartoffelsuppe, den er heute mittag am Tisch der Familie Berger aß, war das letzte gewesen, was er an diesem Tag zu sich genommen hat. Erst jetzt merkt er, wie der Hunger in seinem Magen wühlt. Aber dieses peinigende Gefühl wird von einem andern Gedanken überlagert, der in seinem dumpf dröh-

nenden Gehirn bohrt und brennt: „Jetzt nur nicht krank werden!“

Er hat die Frau weder gehen noch zurückkommen sehen. Plötzlich steht sie wieder an seinem Bett. „So, mein Junge, das mußt du essen, das hilft dir bestimmt besser als alle Pillen!“ Mit diesen Worten setzt sie ihm einen Teller, hochgehäuft mit Rührei und duftenden Bratkartoffeln, auf das Bett, ein Gericht, das er schon seit langem nur noch aus der Erinnerung kennt. Sie bleibt, bis er den Teller mit kaum verhaltener Gier geleert hat. Dann nickt sie in mütterlicher Befriedigung, als er sich müde streckt und die Augen schließt.

Erst in den Morgenstunden geht sein erquickender Tiefschlaf in Träume über, phantastisch gemixt aus Kriegserlebnissen und Gegenwartsaufgaben. Als er sich endlich davon losreißen kann und aufwacht, ist er zuerst im Zweifel, ob er sich nicht noch in einer Kaserne befindet. Denn von draußen schallen wohlbekannte Kommandos: „Alles hinlegen!“ – „Zielen üben!“

Mit einem Satz ist er am Fenster und glaubt seinen Augen nicht zu trauen. Auf der Wiese hinter dem Haus liegen gegen zwanzig Arbeiter an der Erde. Sie haben Gewehre im Anschlag, deren Schlösser auf- und zuklacken.

Kein Wunder war geschehen, sondern die Seebener Proletarier hatten noch gestern abend unter tätiger



Mithilfe der Bundisten mit der Volksbewaffnung begonnen. Überall, wo man Militär- oder Jagdwaffen vermutete, hatte man höflich um Aushändigung gebeten. Das war auch überall ohne viel Federlesens vonstatten gegangen. Nur der Großbauer Neumann, ein eingefleischter Reaktionär, von dem das Gerücht umging, daß auf seinem Hof Waffen versteckt seien, versuchte, mit einem harmlos dummen Gesicht davonzukommen. „Nee, Leute, bei mir is so wat nich!"

Aber die Seebener kannten ihre Pappenheimer, war doch auch Neumanns Ältester schon am Samstagabend mit dem Motorrad in Richtung Halle verschwunden, sicher zu den Zeitfreiwilligen.

„Dann werde ich mit dir mal deutlicher reden!" Mit diesen Worten packte die harte Faust des Formers Knickhöfel den Widerborstigen an der Gurgel. „Rede, du Strolch, oder du stehst morgen auf der Verlustliste deiner Kapp-Kumpane!"

Der Großbauer war in die Knie gesunken. Er schnappte nach Luft, verdrehte die Augen. Seine Frau fiel Knickhöfel in den Arm. „Lassen Sie meinen Mann los, lassen Sie ihn los!" heulte sie gellend. Dabei zeigte sie nach der Kartoffelmiete im Garten.

Die Männer mußten erst gegen dreißig Zentner Kartoffeln auswerfen, ehe sie auf die Kisten stießen. Dreißig Karabiner, ein leichtes MG, eine Leucht-

pistole und die dazugehörende Munition, alles gut geölt, war die jubelnd begrüßte Beute.

„Na, warum denn nicht gleich so?“ fragte Henze in gemütlichem Ton, dem verdutzten Bauern auf die Schulter klopfend. Der hatte nun keine Mühe mehr, ein dummes Gesicht zu machen. „Aber darum nun keine Feindschaft nicht, Albert! Nur einen Gefallen mußt du uns noch tun. Spann schnell mal deinen Kastenwagen an und fahre uns den Zinnober da zum ‚Schwan‘. Die Kartoffeln natürlich auch, die hättest du ja doch nur verschoben. Ja, guck nicht so, ein bißchen Strafe für deine Dickköpfigkeit muß auch sein!“

Im Anschluß daran hatte der Molkereigehilfe Walter Kappsick – ein ehemaliger Vizefeldwebel bei den Preußen – die ersten Gruppierungen sowie die Verteilung der Waffen vorgenommen. Die Bundisten, die unter Führung von Würker als besonderer Stoßtrupp zusammen blieben, hatten unter anderem das MG und die Leuchtpistole erhalten.

Im Stabsquartier der Nordfront

Die für die Entscheidungsschlacht um Halle eingeplante Nordfront nimmt jetzt schnell Form und Gestalt an. Die Klausberge und den Galgenberg haben die Trothaer Hundertschaften besetzt, während an

der Bahnlinie gegenüber dem Flugplatz die Seebener in Stellung gegangen sind. Beide Abschnitte werden ständig verstärkt durch Freiwillige aus den saaleabwärts gelegenen Dörfern. Aus Könnern trifft in Trotha ein pferdebespannter Leiterwagen, besetzt mit kräftigen Landarbeitern, ein. Auch einige junge Kleinbauern sind dabei. Sie kommen nicht mit leeren Händen. Die aus Könnern haben sogar einen kleinen Granatwerfer aufgestöbert, leider ohne Munition.

Alle Fäden der sich aufbauenden Front laufen im „Kaffeegarten“ zu Trotha zusammen, den Zschammer auf Vorschlag des Drehers Eugen Rupprecht als Stabsquartier gewählt hat. In diesem ehemaligen Obermatrosen als Stabschef hat er einen guten Griff getan. Er versteht es, Ordnung in das wirbelnde Etappengeschehen zu bringen. Für alle notwendigen Funktionen hat er die geeigneten Leute ausgesucht. Der Postangestellte Wilhelm Büchner baut einen Nachrichten- und Kurierdienst auf, der zum größten Teil aus halbwüchsigen Jungen besteht.

In der Glasveranda des Gartenlokals unterweist Sanitätsrat Dr. Schurig, Mitglied der Trothaer SPD, ein Dutzend Frauen und Mädchen in der Anlegung von Wundverbänden und im Verwundetentransport.

In der Küche, wo die Genossin Anna Brämme das Zepter als Küchenunteroffizier schwingt, werden

eifrig Kartoffeln geschält. Aus großen Kesseln riecht es appetitlich nach Erbsen mit Schweinefleisch. Der Fleischergeselle Paul Bölke, als Furier bestellt, weiß sich zu helfen.

„Was soll ich denn mit dem Wisch?“ So fragt voll ohnmächtiger Wut der fette Großbauer Knöfel, bei dem die zweieinhalb Zentner schwere Sau abgeholt wird, die er nachts heimlich „schwarzgeschlachtet“ hatte.

„Es ist wegen späterer Bezahlung. Bei uns muß alles seine Ordnung haben“, sagt Bölke.

„Ihr Spitzbuben, von wegen Ordnung und Bezahlung! Den Hintern werde ich mir damit wischen“, faucht der Bauer.

„Den ‚Spitzbuben‘ will ich nicht gehört haben. Aber nun hör mal gut zu, alter Freund, Schwarzschlächter und Oberspitzbube! Wenn du wirklich mal etwas unentgeltlich für die Arbeiter hergibst, kannst du dir das aufs Konto deiner guten Taten anschreiben“, kommt es von Bölke gemütlich zurück. Tränenden Auges blickt der Großbauer seiner auf einer Karre davonreisenden Jolanthe nach.

Erste Erfolge an der Südfront

Tage emsiger Vorbereitung und aufreibenden Abwartens vergehen.

„Nordfront verstärken! – Ruhe behalten! – Befehle abwarten!“ Das ist die immer wiederkehrende Parole, die zweimal täglich von den ins Hauptquartier geschickten Kurieren mitgebracht wird. Die Kuriere müssen jetzt immer flußabwärts mit dem Kahn über die Saale setzen und dann den Weg über Kröllwitz und Gimritz nehmen. Diese Route ist zwar bedeutend weiter, dafür aber sicherer als durch die aufgewühlte Stadt. Die Kuriere bringen auch ein mit Schreibmaschine vervielfältigtes Bulletin der obersten Kampfleitung über die militärischen Aktionen mit.

An der Südfront ist es inzwischen gelungen, die Kappisten aus dem Hettstedter Bahnhof und aus dem Elektrizitätswerk zu verdrängen. Die Kämpfer aus Ammendorf, die sich längs der Bahnlinie nach Kassel eingruben, haben den Angriff des Panzerzuges zurückgeschlagen. Sie sind über Wörmlitz und Böllberg bis hart an den Stadtrand vorgestoßen, wo ihnen die starkbefestigte Artilleriekaserne ein vorläufiges Halt gebietet.

Auch der erste Tagesangriff einer Halbhundertschaft aus Teutschental auf das westlich der Saale gelegene Stadtgut Gimritz wird durch das starke Gewehr- und MG-Feuer der hier verschanzten Zeitfreiwilligen abgeschlagen, die noch zusätzlich durch Minenwerfer aus der benachbarten Moritzburg unterstützt werden. Aber die tapferen Kumpel geben

trotz Verluste an Toten und Verwundeten nicht auf. Nach Einbruch der Dunkelheit gehen sie von mehreren Seiten erneut vor. Unter dem Schutz eines schlagartigen Feuerüberfalls aus Gewehren und einem schweren MG sprengt ein todesmutiger Einzelkämpfer durch eine geballte Ladung das verrammelte Tor auf. Daraufhin flüchten die Studenten auf bereitgehaltenen Kähnen schleunigst über die Saale hinweg in die unangreifbare Moritzburg.

In Halle ist es den Putschisten bis zu diesem Abend – es ist der siebente seit Ausbruch des Kapp-Putsches – nicht gelungen, einen Erfolg zu erringen.

Unterhändler tauchen auf

Während aber in Halle und in vielen anderen Städten und Gebieten Deutschlands die bewaffneten Arbeiter den Kapp-Putschisten Paroli bieten, während wichtige Industriezentren, wie im Ruhrgebiet durch die Rote Ruhrarmee, in Mansfeld, Merseburg, Bitterfeld, Delitzsch und anderswo, tagelang sicher in der Hand der siegreichen Arbeitertruppen und ihrer Aktionsausschüsse stehen, wird in Berlin verhandelt.

Es verhandelt die eben geflüchtete und nun wieder zurückgekehrte Regierung mit den Meuterern, den Kapp-Leuten. Sie werden sich sehr schnell einig,

weil sie angesichts der Entschlossenheit der Arbeitertruppen nur ein vordringliches Problem kennen: die Entwaffnung der Arbeiter! Aber mit den herkömmlichen Mitteln und Methoden der Staatsgewalt ist das nicht mehr zu schaffen. Deshalb schickt die treulose Regierung heimtückische Unterhändler ins Ruhrgebiet und nach Mitteldeutschland.

Severing und Hörsing heißen die beiden „Regierungskommissare", die zu diesem Zweck ins Ruhrgebiet, nach Bielefeld und nach Mitteldeutschland, nach Magdeburg, den bedrohlichsten Brennpunkten, entsandt wurden. Sie sind ausgerüstet mit Vollmachten, alles zu versprechen ... und nichts zu garantieren!

In Halle kreuzt unmittelbar nach der Proklamation vom Abbruch des Generalstreiks und gleichzeitig mit dem provokatorischen Aufruf des Garnisonältesten Czettritz ein „Bezirkskommissar" Krüger auf. Er bekommt es fertig, die Vertreter der beiden kämpfenden Seiten an den Verhandlungstisch zu bringen. Während die Kapp-Putschisten noch durch die Straßen toben und am Südrand der Stadt schwerste Kämpfe im Gange sind, sucht er die erregten Wogen durch verschiedene Zusagen zu beruhigen. Das Versprechen, daß die Schuldigen am Putsch streng bestraft werden – die erste Forderung der Arbeiter – steht obenan. Den Rücktritt des schwerbelasteten halleschen Oberbürgermeisters

Dr. Rive, der übrigens der Schwager von Wolfgang Kapp ist, bucht er als erstes Resultat der diesbezüglichen „ernsthaften Bemühungen“ der Regierung. Es gelingt ihm, eine „Achterkommission“, bestehend aus vier Mitgliedern der Regierungsparteien, dreien von der USPD und einem Vertreter der KPD zustande zu bringen.

Als Krüger jedoch die von den Arbeitervertretern der Kommission verlangte Forderung nach Absetzung des kapptreuen Obersten Czettritz nach Magdeburg drahtet, kommt vom Regierungskommissar postwendend die Antwort: „Oberst Czettritz bleibt auf seinem Posten!“

Inzwischen hatten die sozialdemokratischen Gewerkschaftsführer geglaubt, auch ihrerseits einen Beitrag „zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung“ leisten zu müssen. Sie riefen ihre Mitglieder zur Bildung einer Truppe von „Straßenordnern“ auf, „bewaffnet“ mit weißen Armbinden und Seitengewehren! Doch der wieder auf seinem Posten bestätigte Garnisonälteste Czettritz sieht darin einen Eingriff in seine Befugnisse. Die „Regierungssozialisten“ werden im Volkshaus, wo sie sich versammelt haben, durch Czettritz-Söldner mit Kolbenstößen und Fußtritten auseinandergejagt.

Die „Achterkommission“ antwortet mit einer „scharfen Protestresolution“, die sie nach Magdeburg und Berlin drahtet. Dort landet sie auf dem Haufen ähn-

lich lautender Resolutionen, die fortlaufend aus dem Ruhrgebiet, aus Mecklenburg, Thüringen und andern Gegenden Deutschlands eintreffen. Es sind alles Proteste über das eigenmächtige Verhalten der Reichswehroffiziere, die sich den Teufel um Abmachungen mit der Regierung kümmern.

Ohne straffe Disziplin keine militärische Aktion

Während am Südrand von Halle schon seit Tagen heftige Kämpfe im Gange sind, ist am Nordrand der Stadt bislang noch kein Schuß gefallen. Manchmal trägt der Wind das Knattern fernen Gewehrfeuers herbei, ab und an auch Kanonendonner. Das zerrt an den Nerven der Arbeitertruppen, die in ihren Stellungen auf den Klausbergen, auf dem Galgenberg und am Bahndamm gegenüber dem Flugplatz noch immer vergeblich auf Einsatzbefehle warten. Am schlimmsten in dieser Beziehung ist Willi Zschammer dran. Er muß nicht nur sein eigenes draufgängerisches Temperament zügeln, er muß auch die ihm Unterstellten von Eigenmächtigkeiten abhalten, die dem strategischen Plan des obersten Kampfstabes zuwiderlaufen. Dabei findet er großen Halt an Valentin Zubiller, den er sich zum Adjutanten erkoren hat.

Zubiller, fünfunddreißig Jahre alt, ist von Beruf

Eisenbahnarbeiter und ein erfahrener Soldat. Er versteht sich darauf, Ungeduldige zu zügeln, Resignierte aufzumuntern und Unruhestifter zurechtzuweisen.

Immer wieder kommt es zu unliebsamen Auftritten mit den Genossen, die nicht länger untätig herumsitzen wollen, während vielleicht die Brüder in Halle verbluten. Zschammer wird dabei die ganze Unzulänglichkeit seiner Position bewußt. „Roter General", wie gut sich das anhört! Aber was ist das schon für ein General, der sein weitausgedehntes Operationsgebiet nur oberflächlich kennt und nicht mal eine vernünftige Landkarte davon besitzt? Der weder die genaue Stärke seiner Truppen, die er in den Kampf führen soll, kennt, geschweige denn die des Gegners, und dessen Autorität als Kommandeur auf sehr schwachen Füßen steht, was unbestreitbar das allerbedenklichste ist!

Bei den Trothaern, sowohl bei denen in den Stellungen auf den Bergen wie bei denen, die im Dorf in Reserve liegen, geht es noch so leidlich hin. Das ist nicht zuletzt Verdienst des Hundertschaftsführers Karl Berger, der nicht müde wird, darauf hinzuweisen, daß ohne straffe Disziplin und Befolgung der Befehle der Führung keine militärische Aktion möglich ist.

Anders dagegen sieht es in dem nur sechs Kilometer entfernten Seeben aus. Da sind die Bundisten!

Es ist nicht nur ihr revolutionärer Geist, der Zschammer auf den Gedanken gebracht hatte, diese Gruppe als taktische Stoßtruppreserve zu verwenden. Ihre zünftige Wanderkleidung und Ausrüstung, zu der neben benagelten Stiefeln auch noch Rucksack, Zeltbahn, Feldflasche, Kochkessel usw. gehören, kommt weitgehend militärischen Erfordernissen entgegen. Hinzu kommt ihre Erfahrung, sich im Gelände zurechtzufinden. Die frischen Burschen, in zwei Reihen angetreten, machen in der Tat mit ihren schmucken Lodenhüten, den umgehängten Gewehren und Patronengürteln den Eindruck einer verwegenen Wildschützengruppe, mit der im Ernstfall nicht gut Kirschen essen sein mochte.

Doch der Former Knickhöfel, der sich in Seeben als militärischer Befehlshaber aufführt, will die Bundisten durchaus nicht ziehen lassen, weil, so meint er, die Seebener in ihrem Abschnitt zu bleiben hätten. Als Gustav Würker ihm klarzumachen versucht, daß man einem höheren Befehl nachkommen müsse, ruft er aufgebracht: „Was heißt hier höherer Befehl? Wir haben doch keinen preußischen Kadavergehorsam mehr! Dieser Zschammer, wer ist er denn schon, haben wir den gewählt? Hier befehlen wir uns selber! Auf jeden Fall bleiben die Waffen hier, denn die haben wir mit unsern Händen organisiert!“

Da hat Würker ihn angebrüllt: Ob er denn von aller Welt verlassen sei, daß er einen revolutionären Auf-

stand mit Wahlvereinsmethoden durchzuführen gedenke? Er solle nicht in Dinge hineinreden, von denen er nichts versteht! Man täte besser, die Waffen, mit denen er sich behängt hat, andern Leuten zu geben, ehe er damit vielleicht ein Unglück anrichte.

Unter dem Gelächter der Umstehenden gibt Knickhöfel klein bei. Würker kommandiert: „Gewehr aufnehmen! – Stillgestanden! – Rechts um! – In Zweierkolonne im Gleichschritt marsch! – Ein Lied!"

„Wir sind des Geyers schwarzer Haufen,
heija heijoh!
Wir wollen mit Tyrannen raufen, heija heijoh!
Spieß voran! Drauf und dran!
Setzt aufs Klosterdach den roten Hahn!"

Mit diesem von Habakuk angestimmten Lied aus den Bauernkriegen schwenkt der kühne Trupp auf die pappelgesäumte Straße nach Trotha ein.

Oberst Czettritz befiehlt den Angriff

Entgegen den strategischen Überlegungen der revolutionären Führung flammen am Freitag auch überall in der Innenstadt spontane Widerstandsaktionen auf. Immer öfter peitschen den Kapp-Patrouillen

Schüsse entgegen, prasseln ihnen von oben Steine und Flaschen auf die Stahlhelme, stoßen ihre Panzerwagen auf Barrikaden. Ein auf einem Dach geschickt postiertes Maschinengewehr hält die Besatzung der Reil-Kaserne stundenlang in Angst und Schrecken, ehe es gelingt, den todesmutigen Einzelkämpfer hinterrücks zu erledigen.

Das Bekanntwerden der großen Siege der Roten Ruhrarmee hat ein übriges getan, um die anfänglich so prahlerisch zur Schau getragene Überlegenheit der Kappisten in schlotternde Angst zu verwandeln. Sie trauen sich kaum noch aus ihren mit Sandsäcken verbarrikadierten Stützpunkten heraus.

Oberst Czettritz, der mit seinem Stab in der Roßplatz-Kaserne sitzt, geht mit tiefgefurchter Stirn in seinem Dienstzimmer auf und ab.

Halle muß bis zum Äußersten gehalten werden! So lautete der per Funkspruch empfangene Befehl der XVI. Reichswehrbrigade. Durch sein weit ausgedehntes Kundschafter- und Spitzelsystem, gut bedient aus den Reihen des reaktionären Bürgertums, ist er durchaus im Bilde, was da jetzt auf ihn zukommt. Hat doch bereits eine Reihe kleinerer Garnisonen Mitteldeutschlands ihre Waffen an die Roten abgeben müssen, andre stehen hart auf der Kippe.

Er weiß auch: Halle ist bereits von einem Ring bewaffneter Arbeiter eingekreist, der sich ständig ver-

stärkt. Die Stadt aber ist hier herum die stärkste und wichtigste Position des Militärs, mit deren Fall ganz Mitteldeutschland verloren wäre. Um das zu verhindern, muß vor allem der Einschließungsring aufgerissen werden, ehe die Roten zur allgemeinen Offensive übergehen.

„Die beste Verteidigung ist der Angriff!" Das hatte der im Kriegsdienst ergraute Offizier bei Clausewitz gelernt. Damit, denkt er, wird er das ihm entglittene Gesetz des Handelns wieder zurückgewinnen und gleichzeitig auch die bedrohlich abgesunkene Kampfmoral seiner Truppen aufpulvern. Stoßrichtung soll natürlich die Nordfront sein, die – wie er weiß – noch längst nicht so fest wie die im Süden und Westen ist.

„. . . Zu diesem Zweck haben alle Einheiten ihre verfügbaren Reserven zu melden und ab Sonntag früh vier Uhr zum Abmarsch bereitzuhalten. Angriffsbeginn mittags 12.10 Uhr!"

Bei Oberst Czettritz ist es ganz und gar nicht üblich, seinem Adjutanten beim Diktat von Befehlen noch Erläuterungen zu geben. Aber heute, als er das verwunderte Gesicht des jungen Oberleutnants bemerkt, erklärt er in gönnerhaftem Ton: „Dieser etwas ungewöhnliche Termin hat drei Gründe. Erstens warten die Roten um diese Zeit wohl mehr auf ihre Essenträger als auf unsern Angriff. Zweitens haben sie mittags die Sonne gegen sich, was sie

beim Zielen hindert und unsre Verluste mindert. Drittens aber wurde mir durch Funkspruch gemeldet, daß uns das Bataillon Held von Nordosten her zu Hilfe kommt, um die Roten in die Zange zu nehmen. Hoffentlich kommen sie mit ihrem Zug durch!

Das aber", so fügt er mit gehobener Stimme hinzu, „kommt natürlich nicht in den Befehl. Streng geheime Kommandosache, nur für Stabsoffiziere bestimmt!"

Aber auch Stabsoffiziere haben manchmal schwache Nerven, zumal wenn sie noch niemals Pulver gerochen haben, wie der ehemalige Etappenhengst und jetzige Sipo-Major Schultes, der mit seiner Einheit in den „Franckeschen Stiftungen", einem großen Schulkomplex, liegt. Als er den inhaltsschweren Befehl von Oberst Czettritz gelesen hat, muß er so eilig die Toilette aufsuchen, daß er das Dokument mit der doppelt und rot unterstrichenen Überschrift „Streng geheime Kommandosache" offen auf seinem Tisch liegenläßt. Nach kaum fünf Minuten zurückgekehrt, birgt er es, erschreckt über seine Fahrlässigkeit, schnell in seiner Brieftasche. Er kann nicht wissen, daß die Frau des Hausmeisters Ringelsbach, ein vermißtes Wischtuch suchend, es bereits zur Kenntnis genommen hat. Das Weitere besorgt dann ihr Mann, ein alter SPD-Genosse, dessen beide Söhne dem Krieg zum Opfer gefallen waren.

Im Stabsquartier des revolutionären Militärausschusses, das sich jetzt im Gasthaus „Zur Sonne" befindet, mitten im starkbefestigten Stadtteil westlich der Saale, hellen sich die übernächtigen Gesichter der Genossen auf. Soeben ist aus den südlich von Halle gelegenen Bezirken ein junger Motorradfahrer eingetroffen. Abgehetzt und verschmutzt von der rasenden Fahrt, aber freudig erregt, berichtet er vom Anmarsch eines starken Arbeiterbataillons auf der Straße Merseburg–Ammendorf–Halle.

Diese Arbeiter sind gut ausgerüstet und wohldiszipliniert; sie kommen auf rotbewimpelten Lastkraftwagen. Vorneweg, als Sicherung, fahren Radfahrer mit Gewehren und Stahlhelmen, die sie den besiegten Putschisten abgenommen haben; sie tragen rote Binden am Unterarm. Sogar eine Halbhundertschaft ehemaliger russischer Kriegsgefangener ist dabei, die als Landarbeiter auf den großen Gütern arbeiten. Lustig singen sie zu den Klängen einer Harmonika. Auch Proviantwagen und dampfende Feldküchen fehlen nicht. Alles in allem: Eine reguläre Rote Armee nimmt sichtbar Form und Gestalt an; es fehlt nur noch eine straffe, militärische Oberleitung.

Auch an der gefährdeten Nordfront hat sich inzwischen einiges getan. Am frühen Morgen kam auf dem Bahnhof Wallwitz, nördlich von Trotha, per

Bahn eine dreihundert Mann starke Vorausabteilung der sehnlichst erwarteten Anhaltiner an. Kräftige Kalikumpel aus der Staßfurter Gegend sind es, wo am Vortag die letzten Bastionen der Putschisten gefallen sind. Weisungsgemäß haben sie sich sofort in Richtung Seeben zur Stärkung und Verlängerung der dortigen Frontlinie in Marsch gesetzt.

Die Entscheidung fällt schwer

Alle Entscheidungen und Befehle auf seiten der Putschisten gehen von einem Kopf aus. Dieser Kopf – wohlbewandert in allen militärischen Fragen – sitzt auf den silberbetreßten Schultern von Oberst Czettritz in der Roßplatz-Kaserne. Im Bereich der ihm übertragenen Aufgaben hat er totale Autorität. Er kann zwar seine Stabsoffiziere um Rat fragen, braucht es aber nicht.

Auf jeden Fall ist er gewiß, daß alles, was er für richtig hält und befiehlt, unwidersprochen ausgeführt wird.

Das revolutionäre Oberkommando der Arbeiter im Gasthaus „Zur Sonne" aber besteht aus sieben Köpfen! Weil sie allesamt ungenügende militärische Kenntnisse haben und daher unsicher sind, muß alles Geschehen gemeinsam verantwortet werden; das heißt, es muß gründlich beraten werden! Es ist aber

gar nicht so einfach, die verschiedenen Ansichten immer auf einen Nenner zu bringen.

Das zeigt sich auch jetzt, da der Genosse Gustav Bormann den soeben eingetroffenen, mit Bleistift gekritzelten Bericht des Kommandeurs der Nordfront vorliest. Seit fünf Tagen harren dort die Arbeiter in den ihnen zugewiesenen Positionen aus. Jetzt haben sie das ewige Abwarten satt. Unter den Trothaern mehren sich resignierte Stimmen: „Lassen wir die Hände davon, es wird ja doch nichts daraus!"

Die Seebener haben sogar ein förmliches Ultimatum gestellt: „Wenn ihr euch bis heute abend zu keinem Angriffsbefehl aufraffen könnt, greifen wir den Flugplatz von uns aus an!" – „Gegenüber diesen Auflösungserscheinungen", so schließt Willi Zschammers Bericht, „bin ich außerstande, hier noch weiterhin eine Verantwortung zu tragen. Mein Vorschlag: ab sofort ‚Feuer frei' oder noch heute Ablösung für mich!"

Das ist eindeutig genug. Schweigen folgt dem Vorlesen des Berichts. Die Frage „Was nun?" steht schicksalsschwer im Raum. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Feuer frei oder abwarten, bis genügend Hilfsgruppen heran sind. In ersterem Fall rennen die Genossen womöglich nutzlos ins Verderben, im anderen aber besteht die Gefahr der Auflösung der Nordfront, ehe sie richtig zustande gekommen ist!

Eine Möglichkeit ist so katastrophal wie die andere. Die Verantwortung für die Entscheidung lastet mit Zentnerschwere auf den sieben Genossen des revolutionären Oberkommandos.

Der Genosse Wilhelm Koenen ist der erste, der das ratlose Schweigen bricht. „Ja, was sollen wir da machen?“ Fragend wendet er sein Gesicht mit dem rötlichen Spitzbart von einem zum anderen.

„Unter keinen Umständen freie Hand lassen“, beeilt sich der Genosse Lemck zu sagen. Lemck, ein Parteisekretär der USPD, ist Mitglied des politischen Aktionsausschusses, der ihn der Militärkommission als „Verbindungsoffizier“ beigegeben hat. In diesem Gremium bildet er das schwächste Glied.

Georg Schumann sagt: „Wenn wir an der Nordfront loslegen, ist es vielleicht falsch. Aber im Krieg ist es besser, einmal etwas Falsches als gar nichts zu tun, habe ich mal gelesen. Ich bin dafür, dem Genossen Zschammer freie Hand zu lassen.“

„Und wenn die Sache nun schiefgeht?“

„Dann haben wir eben mit Zitronen gehandelt, so ist das nun mal im Krieg wie im Bürgerkrieg! Eine Garantie gibt es da nicht.“

Die letzten Zweifel werden aber zerstreut, als ihnen der Inhalt der „streng geheimen Kommandosache“ aus dem Stabsquartier in der Roßplatz-Kaserne durch den alten Hausmeister Ringelsbach mitgeteilt wird. Jetzt heißt es handeln! Es gilt, dem bevor-

stehenden Angriff der Kappisten durch einen Generalangriff zuvorzukommen. Die Genossin Ruth wird hereingerufen. Jedes langsam und überlegt gesprochene Wort Gustav Bormanns wiederholend, stenographiert sie den entscheidenden Befehl für die Nordfront mit. Dann eilt sie hinaus, um ihn auf der Maschine niederzuschreiben.

Das junge Mädchen weiß, was das, was sie jetzt tippt, für ihren Herzliebsten dort oben bedeutet. Tapfer besiegt sie ihr heftiges Herzklopfen und die aufsteigenden Tränen. Daß sie dem Briefumschlag auch noch einige schnell zu Papier gebrachte Grüße an den Empfänger beifügt . . . wer will ihr das verdenken?

Zwischenfall am Galgenberg

Die Anlagen der großen Stadtgärtnerei, die sich am sanft ansteigenden Südhang des Galgenbergs, dem Zentrum der Stellungen der Arbeiter, hinaufziehen, werden oben von einer zwei Meter hohen Mauer abgegrenzt. Oberhalb dieser Mauer liegen die Stellungen der Arbeiterwehr, bestehend aus unzusammenhängenden Schützenlöchern. Dort, wo der Grundfels ein Eingraben nicht erlaubt, hat man Deckungen aus Steinen und Erde aufgetragen. Überall wird noch an den Verstärkungen gearbeitet, Hacken und Schaufeln klingen.

„Unser Galgenberg wird 'ne dufte Festung, da sollen die Putschisten mal kommen!" ruft übermütig ein junger Bursche den drei Genossen zu, die die Verteidigungsvorkehrungen kritisch inspizieren.
Willi Zschammer ist zwar nicht ganz seiner Ansicht, nickt ihm aber – um die Zuversicht des jungen Kämpfers nicht zu schwächen – freundlich zu. Etwas abseits macht er den hier verantwortlichen Karl Berger auf die Schwächen der Stellung aufmerksam. Die an sich sehr günstige Position wird durch den Mangel an freiem Schußfeld arg beeinträchtigt.
„Ja", bestätigt Berger, „die Treibhäuser, Komposthaufen und Buden da unten bieten den Angreifern großartige Anschleich- und Deckungsmöglichkeiten. Nachts haben wir dort deshalb Horchposten."
„Das hier vorn ist noch nicht mal das Schlimmste", fährt Berger fort. „Hinter uns haben wir doch den Steinbruch. Also, falls wir mal zurück müssen . . . Die Steilwand kommt keiner lebendig runter!"
„Nein, da käme keiner lebendig runter!" Valentin Zubiller, Zschammers getreuer Adjutant, der ihn auf allen Wegen wie ein Schatten begleitet, macht ein bedenkliches Gesicht.
„Nein, da käme keiner lebendig runter", wiederholt leise auch Zschammer, gedankenvoll an seinen Lippen kauend. Dann in entschlossenem Ton: „Also gibt es für uns nur eine Parole: Unter keinen Umständen zurückweichen, sondern gegebenenfalls bis



zur letzten Patrone kämpfen! Aber ich denke, daß wir hier nicht abwarten werden, bis es den Herrschaften da drüben gefällig ist. Wir werden ..."

Was werden soll, bleibt ungesagt. Dicht über ihre Köpfe hinweg hat es bösartig gezischt, gefolgt vom Knall eines Gewehrschusses. Der erste Schuß an der Nordfront! Ringsum hat alles sofort volle Deckung genommen. Auch Zschammer kniet hinter einem Felsbrocken und sucht mit seinem Fernglas die Fronten der jenseits der tiefliegenden Bahnunterführung gelegenen Mietshäuser ab.

„Aus dem offenen Giebelfenster im vordersten Haus muß das gekommen sein", sagt er. Da rattert auch schon wie zur Antwort das in seiner unmittelbaren Nähe eingebaute leichte MG los.

„Wohl verrückt geworden? Feuer sofort stoppen!"

Er springt auf und legt mit der einen Hand schnell den Sicherungshebel des Maschinengewehrs rum, während er mit der anderen den verdatterten Schützen beiseite stößt. „Wo hast du denn das gelernt? Bei mindestens achthundert Meter Entfernung auf ein fragwürdiges Ziel einen Gurt spendieren? Darf man so mit der knappen Munition umgehen? Überhaupt ohne Befehl? Also alle mal herhören und weitersagen: Wenn hier geschossen werden muß, dann nur mit Standvisier vierhundert! Aber nur auf deutlich erkennbares Ziel ... und natürlich nur auf Befehl, sonst ..."

Vor Erregung und damit es möglichst alle hören, hat er stark gebrüllt. Aber diese revolutionären Freiwilligen hier sind durchaus nicht gewillt, solche laute Zurechtweisung stillschweigend hinzunehmen. Ihr Unwillen äußert sich in halblautem Murren, das sich schnell zu empörten Zurufen steigert.

„Was denn sonst, was denn?“ – „Vielleicht sollen wir uns hier widerspruchslos abknallen lassen?“ – „Nein, Genosse Willi, so haben wir nicht gewettet!“ – „Das soll der Teufel noch länger mitmachen, bei mir ist Sense!“

In Gruppen kommen sie auf Zschammer zu, ein verlockendes Ziel für ein feindliches Maschinengewehr darbietend. Es ist ihr Glück, daß den Putschisten da drüben die Lust zu weiterem Schießen vergangen zu sein scheint.

Zschammer erkennt mit Schrecken, daß er mit seinem rauhen Ton zu weit gegangen ist. Ihm droht Gefahr, die Kommandogewalt über diese Männer zu verlieren. Eine Meuterei angesichts des lauernden Feindes? Das wäre wohl das letzte ...

Der kaltblütige Zubiller rettet die Situation durch den Ruf: „Vorsicht, Genossen, die drüben haben auch MGs!“ Sofort gehen alle wieder in Deckung.

„Ich habe so was kommen sehen“, murmelt Berger tiefbekümmert. Einige der Männer haben sich bei dem Warnungsruf unter den Schutz der Gärtnereimauer begeben, wo sie erregt weiterdiskutieren.

„Du mußt jetzt mal ruhig mit ihnen sprechen", redet Zubiller auf Zschammer ein. Als dieser durch Kopfnicken seine Zustimmung gibt, ruft er laut: „Mal herhören, Genossen! Alle Mann mit Ausnahme der MG-Bedienung versammeln sich zu einer Besprechung unter der Mauer. Aber Waffen und Munition mitnehmen!"

Unwillig kommen sie herangeschlurft, hocken sich auf den sonnenerwärmten Boden nieder und blicken herausfordernd auf Zschammer, der von Zubiller auf eine Steinerhöhung hinaufgeschubst wird. „Also, was ist nun los?" ruft eine Stimme. Herausforderung und Trotz liegen im Ton.

„Willst du nicht endlich anfangen?" Zubiller stößt Zschammer, der noch immer verstört vor sich hin schweigt, kräftig in die Seite. Aber dem sonst so gewiegten Redner fehlen hier die Worte. „Sag du es ihnen, Valentin, bei mir würde es bestimmt Mist werden", flüstert er tonlos.

„Na gut!" Zubiller weiß, wie er seine Kumpel zu nehmen hat. Deshalb sagt er, daß hier ein beiderseitiges „Mistverständnis" vorläge, das sofort bereinigt werden müsse. Was das eigenmächtige Drauflosballern und die Munitionsverschwendung anbeträfe, also darin habe der Genosse Zschammer durchaus recht. Natürlich sei die Form, zu der er sich habe hinreißen lassen, nicht in Ordnung. Dafür entschuldige er sich auch. Aber in der jetzigen Situa-

tion, wo aller Nerven aufs höchste angespannt seien, dürfe man nicht jedes rauhe Wort auf die Goldwaage legen.

„Ihr habt das, was ihr eben gesagt habt, ja auch nicht so gemeint. Eines dürfen wir nicht vergessen, Genossen, wenn wir eine richtige Rote Armee werden wollen, die die Reaktion schlagen soll, kann nicht jeder auf eigene Faust handeln. Ohne strenge Disziplin und freiwillige Unterordnung unter die Befehle geht es nicht! Der Genosse Zschammer hat auch seine Befehle. Also müßt ihr euch entscheiden, was ihr wollt! Wollt ihr kämpfen, müßt ihr wie richtige Soldaten Disziplin halten! Oder wollt ihr wie auf einem Zahlabend diskutieren? Vielleicht sogar eine neue Führung wählen? Also dann lassen wir lieber Kapp-Putsch Kapp-Putsch sein, gehen nach Hause und graben unsre Gärten um. Ein Drittes gibt es nicht!"

Die Männer haben aufmerksam zugehört. Ihre finsteren Gesichter entspannen sich. Zustimmungsgemurmel wird laut.

Berger ruft in scherzhaftem Ton: „Also, was ist nun, ihr Dollbrägen? Wollt ihr gegen unsern General ein Mißtrauensvotum einbringen? Dann vergeßt auch euren Kompaniechef nicht, weil er eben Dollbrägen gesagt hat."

Das ist der richtige Ton, um die Situation zu retten. Beifälliges Gelächter! Schneller, als sie sich gesetzt

hatten, erheben sich alle. Wortlos drückt Zschammer die Hände, die sich ihm versöhnend entgegenstrekken.

Willi Zschammer zieht Bilanz

Kaum fünf Stunden Schlaf hat Willi Zschammer hinter sich. Deshalb dauert es eine ganze Weile, bis er den Zustand zwischen Träumen und Wachen überwunden hat. Irgendwo in der Nähe jubiliert eine Drossel dem neuen Tag entgegen, der sich bereits durch das dem Sonnenaufgang vorangehende bleifarbene Zwielicht ankündigt. Dieses Licht kommt durch die offene Seite des Zweimannzeltes, das im Lager der Bundisten, hart unter der Steilwand des Steinbruchs, am Nordhang des Galgenberges steht. Kaum ist ihm das zum Bewußtsein gekommen, denkt er auch schon an die Ereignisse des gestrigen Nachmittags zurück.
Da war der peinliche Zwischenfall mit den Männern in der Galgenbergstellung, der durch den geistesgegenwärtigen Zubiller glücklich bereinigt wurde. Da war – wenig später im Zeltlager im Steinbruch – eine freudige Überraschung, denn der Staßfurter Bataillonskommandeur Fritz Neumann hatte acht gutausgerüstete Kumpel als Verbindungsgruppe zwischen Seebener und Trothaer Abschnitt abgezweigt. Stabschef Eugen Rupprecht hat sie gleich



mit den Bundisten zur Auffüllung des Stoßtrupps zusammengebracht.
Da war am Frühnachmittag in der dunkelgetäfelten Gaststube des „Kaffeegartens“ die Lagebesprechung der Unterführer der Nordfront. Die Stimmung hatte sich hier seit Eintreffen der Verstärkungen sehr gebessert. An Hand eines Stadtplans erfolgte die Festlegung der vorläufigen Angriffspunkte: Reil-Kaserne und Roßplatz-Kaserne. Einstimmiger Beschluß: Noch am Abend auf der ganzen Linie Erkundungsvorstöße in Richtung Stadt, aber Rückkehr in die Ausgangsstellungen.
Gustav Würkers Stoßtrupp war es gelungen, sich durch das Gehölz an der Westflanke des Galgenberges unbemerkt bis zur Bahnunterführung vorzuschleichen. Dann erfolgte ein Sprung bis unter den toten Winkel des Eckhauses. Der bereitgestellte Feuerschutz des MGs auf dem Berg brauchte nicht in Aktion zu treten. Eine Handgranate, aufgehängt an der Haustürklinke, sprengte den Eingang frei. Die völlig überraschte Sipo im Obergeschoß flüchtete über die Dächer. Mit reicher Beute an MG-Gurten und dem MG – aus dem leider das Schloß entfernt war – kehrten die Bundisten und ihre Staßfurter Freunde strahlend zurück.
Auch der von Karl Berger angeführte Trupp, der durch die Schulgärten links von der Gärtnerei in Richtung Gertraudenfriedhof vorfühlte, kam unbe-

helligt bis zur Wittekindstraße. Dort wurden sie von vereinzelten, schlechtgezielten Schüssen empfangen. Zschammers Lektion, nur auf Befehl zu schießen, trug hier erfreuliche Frucht. Die Männer, unter denen manche zum ersten Mal in ihrem Leben im Gefecht waren, hielten vorbildliche Feuerdisziplin.

Ganz anders im östlichen Abschnitt. Die Seebener Hitzköpfe waren, nachdem die Verstärkungen aus Staßfurt eingetroffen und eine andere starke Abteilung aus Bernburg und Güsten nördlich von ihnen in Stellung gegangen war, nicht mehr zu halten gewesen. Statt, wie befohlen, nur einen Erkundungstrupp vorzuschicken, hatten sie, aus ihren Stellungen hinter dem Bahndamm in breiter Schwarmlinie vorbrechend, die Flugplatzbaracken im Sturm genommen. Kaum ein Dutzend Schüsse wurden gewechselt, die niemand verletzten. Die hier postierten Zeitfreiwilligen wurden beim Empfang ihrer Abendverpflegung überrumpelt. Hals über Kopf davonstiebend, ließen sie Kaffeekessel, Schnapsration, Brote, Fleischkonserven und Tabakwaren im Stich. Der größte Teil ihrer Ausrüstung blieb ebenfalls zurück. Nicht allen gelang es, in den Schutz der nächsten Vorstadthäuser zu entkommen. Acht totenblasse Studenten hoben angstschlotternd ihre Arme. Siegesstolz kehrten die Arbeitertruppen mit ihrer Beute und den Gefangenen in ihre Ausgangsstellungen zurück.

Zschammer nahm diese Siegesbotschaft mit zwiespältigen Gefühlen auf. Positiv zu werten war der Angriffselan der Arbeiter, auch die Backpfeife, die die Kappisten erhalten hatten. Die Waffenbeute – ein leichtes MG, vierzig Gewehre, eine Kiste Handgranaten und reichlich Munition – war hochwillkommen, konnten doch bisher längst nicht alle Arbeiter ausgerüstet werden. Zu bemängeln aber war die Eigenmächtigkeit gegenüber wohldurchdachter Planung.

„Tja", meinte Stabschef Rupprecht, sich bedächtig sein braunes Seemannsbärtchen streichelnd, „du hast ja recht. Wenn wir schon eine richtige Rote Armee wären, müßte der Genosse Walter Kappsick vor ein Kriegsgericht. Aber vorläufig sind wir noch ein zusammengewürfelter Haufen, ohne richtige Führung. Da kannst du auch noch keine unbedingte militärische Disziplin erwarten. Hoffen wir, daß diese Schwäche durch das proletarische Bewußtsein unsrer Arbeiter ausgeglichen wird."

An all diese Ereignisse denkt Willi Zschammer jetzt. Er lächelt, aber gleich darauf seufzt er auf. Er weiß, daß schwere Stunden kommen werden . . .

Die acht Gefangenen vom Flugplatz stehen auf dem Hof des Seebener Gasthofs „Zum Schwan“ in einer Reihe an der Wand. Vor einigen Stunden fühlten sie sich noch auf stolzen Rossen. Jetzt sind sie nur ein klägliches, angstschlotterndes Häuflein, in zerknautschtem Feldgrau. Ihre unbedeckten Köpfe haben sie tief zu Boden gesenkt. Wenn sie aufsehen, blicken sie in drohend auf sie gerichtete Gewehrmündungen. Aus den Augen der Leute, die sich angesammelt haben, funkeln ihnen Haß, Hohn und eisige Verachtung entgegen.

„Tja, was sollen wir nun mit diesen Brüdern machen?“ Mit diesen Worten wendet sich Wilhelm Knickhöfel, der auf Befehl des Hundertschaftsführers Kappsick die Eskorte der Gefangenen nach Seeben angeführt hat, an die Umstehenden. Seinen Karabiner hat er im Anschlag.

„Warum habt ihr die Lumpen erst hierhergebracht?“ – „Gar nicht lange fackeln, erschießen, wie sie es mit unseren Genossen gemacht haben!“ – „Aufhängen müßte man die Arbeitermörder!“

Alle rufen erregt durcheinander.

Die acht Gefangenen denken, jetzt sei ihr letztes Stündlein gekommen. Mit aufgerissenen Augen weichen sie bis an die Wand zurück. Einige halten sich die Augen zu; zwei andere fallen sich laut schluch-

zend um den Hals. Ein schmächtiges Bürschchen mit einer Hornbrille fällt auf die Knie. „Bitte, bitte, nicht erschießen! Bitte, bitte, ich habe ja auch nicht geschossen!" So jammert er mit gefalteten Händen, die er hoch über seinen Kopf erhoben hat.

Der junge Telegrafenarbeiter Franz Schubert, der mit zur Eskorte gehört, sagt laut: „Wir wollen keine Vergeltung üben. Arbeiter vergreifen sich nicht an wehrlosen Gefangenen!"

Knickhöfel grinst. „Was denn, was denn, nicht mal ein bißchen Angst soll man ihnen machen? Warum sind sie denn zu Kapp gegangen? Mitgegangen – mitgehangen!"

„Das sind ja noch grüne Jungen, die noch nicht trokken hinter den Ohren sind. Man müßte sie über das Verwerfliche ihres Tuns aufklären", meint ein weißbärtiger, alter Arbeiter.

Wilhelm Knickhöfel hängt den Karabiner über die Schulter und beginnt, sich seine Stummelpfeife zu stopfen. Dann fragt er: „Nun, was sagen die Herren Studenten dazu?"

Ein langer, schlaksiger Mensch mit blasiertem Gesichtsausdruck, mit randloser Brille und mit braunen Ledergamaschen an den spindeldürren Beinen tritt einen Schritt vor.

„Wenn Sie gestatten? Also der alte Herr dort hat recht. Wir sind alle noch sehr jung und unerfahren. Haben das, was man uns in der Universität erzählte,

als vaterländische Pflicht angesehen. Sehen ein, daß das falsch war. Bitte, klären Sie uns auf! Versichere Ihnen ehrenwörtlich, ich für meine Person werde mich nie wieder an so was beteiligen."
„Ich ganz bestimmt auch nicht", ruft der Kleine, der sich wieder erhoben hat. „Da siehst du es", sagt Schubert und pufft Knickhöfel gutmütig in die Seite. Der wiegt erst noch skeptisch seinen grauen Kopf. Dann sagt er entschlossen: „Also gut denn, rein mit ihnen in den Saal, ich werde mit ihnen mal vernünftig sprechen."

Gustav Würkers Traum

Als er aus dem Zelt kriecht, ist es schon ganz hell. Von den Feldern hinterm Steinbruch wehen Nebelfetzen. Reichlich gefallener Tau hat die Zeltleinen in glitzernde Perlenschnüre verwandelt. Das Frühkonzert der Drossel ist abgelöst vom Wettkrähen der Hähne, das vom nahen Dorf herüberschallt. Willi Zschammer fröstelt. Vom Nachtlager auf dem harten Boden schmerzen ihm alle Glieder. Dagegen helfen einige Freiübungen, die er nun absolviert. Wohlig atmet er dabei die frische Morgenluft ein, die vom Rauch des prasselnden Lagerfeuers, über dem ein großer Kessel dampft, gewürzt ist.
Zwischen den Zelten ist schon alles in Bewegung.

Emil Gölicke, der Bundist mit der roten Stirnnarbe, wäscht sich den nackten Oberkörper mit dem Wasser, das dünnsträhnig aus den Spalten der Felswand herunterrieselt. Andere wischen und basteln an ihren Gewehren, machen sich für den bevorstehenden Kampftag bereit. Die sonst so lustigen, stets zu Scherz und Schelmereien aufgelegten Bundisten sind ernst. Selten werden ein paar halblaute Worte gewechselt. Zschammers Morgengruß wird nur mit stummem Kopfnicken beantwortet.

Er kennt aus den Kriegsjahren her jenes dumpfe Gefühl in der Magengegend, Kanonenfieber genannt, das auch den mutigsten Soldaten vor Beginn einer Schlacht überfällt. Er ist auch heute nicht frei davon, da er ja nicht nur für seine eigene Haut, sondern auch für die der andern die Verantwortung zu tragen hat. Halbverborgen hinter einer Zeltwand hockt einer der Staßfurter Genossen mit einer Patronentasche als Schreibunterlage und kritzelt auf ein Stück Papier. Vielleicht ein Gruß, einige Verfügungen, „falls mir etwas zustoßen sollte . . .“

Willi Zschammer wird, als er den Schreibenden sieht, an den Brief erinnert, den er gestern zusammen mit dem letzten Befehl der obersten Militärkommission erhalten hat. Er nimmt das Zettelchen aus der Brieftasche und liest:

„Mein lieber Junge! Mit meinen Gedanken bin ich ständig bei Dir und Deinen tapferen Genossen.

Wenn ich Dich bitte, Dich nicht unnötigen Gefahren auszusetzen, so soll das Dich nicht von Deiner revolutionären Pflicht abhalten. Du verstehst, wie ich das meine? Ich bin stolz auf Dich! Empfange tausend Grüße und heiße Küsse bis auf ein gesundes Wiedersehen mit Deiner Ruth."

Bevor er das Papier wieder über seinem Herzen birgt, führt er es wie ein Amulett verstohlen an seine Lippen. Dann reißt er sich von den Gedanken an die Geliebte los . . .

Bei den um das Lagerfeuer Herumstehenden – alle schlürfen heißen Tee, auch Zschammer bekommt eine Tasse davon sowie einen Kanten Brot in die Hand gedrückt – geht es lebhaft zu. Man lacht über den komischen Traum, den Gustav Würker eben erzählt hat.

Zschammer sagt, hinzutretend: „Erzähl doch noch mal, ich möchte auch mal was zum Lachen haben."

„Ach, weißt du . . .!" Gustav Würker wischt sich verlegen über den Mund. „Die Sache war zu komisch, die ich geträumt habe. Es war hier am Galgenberg, aber auf der andern Seite, bloß sah es nicht mehr so wüst aus. Überall schöngepflegte Anlagen, Wege mit Erholungsbänken und bergan eine große Wiese! Auf dieser Wiese sah ich eine unübersehbare Menschenmenge. Unzählige rote Fahnen flattern im Wind. Alle Menschen hatten glückliche, lachende Gesichter. Auch mir war so froh und leichtbeschwingt

zumute, hatten wir doch irgend etwas Schweres hinter uns. Dann aber kam das Komische: der Aufmarsch unsrer siegreichen Armee!"

„Was ist denn daran komisch?" Zschammer kann das Grinsen des Erzählers und der Umstehenden nicht verstehen. Es klingt fast ärgerlich, als er fragt: „Wenn du meinst, daß es in Deutschland niemals eine Arbeiterarmee geben wird? Weshalb stehen wir denn hier?"

„Ist doch klar!" – „So hat er das auch nicht gemeint!" – „Erzähl doch, Gustav, wie sie aussah!"

„Ja", fährt Würker lächelnd fort, „da hättest du auch geschmunzelt. Stell dir vor: die ganze Division, die da im Gleichschritt nach revolutionärer Marschmusik aufmarschierte, war nach Berufsgruppen organisiert. Vor jeder Kompanie wurde ein Schild getragen, das die jeweilige Gewerkschaft ankündigte. Alle kamen in ihrer Arbeitskleidung. Vorneweg die Eisenbahner, Straßenbahner und Postler in ihren Uniformen, das ließ ich mir noch gefallen. Dahinter die Metallarbeiter in ihren blauen Blusen, das ging auch noch an. Aber dann, als die Maler, Buchdrukker, Mechaniker, Schmiede und all die andern in ihrer typischen Kleidung aufmarschierten . . . Also wie das aussah? Die Maler in ihren weißen Kitteln, auf dem Kopf einen Helm aus Zeitungspapier, das Gewehr über, mit aufgepflanztem Bajonett. Mit einemmal aber waren es gar keine Soldaten mehr,

denn die Maler marschierten mit Leitern, die Schlosser mit Feilen, die Landarbeiter mit Mistforken und so weiter."

Jetzt muß auch Zschammer lächeln. „Ein schöner Traum!"

„Zu schön, um wahr zu sein", ruft jemand.

„Na, dazu will ich auch mal was sagen!" Zubiller hat sich in dem immer größer gewordenen Kreis nach vorn geschoben. „Ich bin zwar kein Traumdeuter, aber ich denke, dieser Traum des Genossen Gustav ist gar nicht so ohne. Warum soll das denn nicht mal wahr werden, daß die Arbeiter, geordnet nach Gewerkschaften und Betrieben, bewaffnet aufmarschieren? Haben wir denn nicht schon den Anfang damit gemacht, wenn es notgedrungen auch noch etwas durcheinander zugeht? Und werden wir, wenn wir gesiegt haben, die Waffen wieder hergeben?"

„Das werden wir nicht tun, solange es noch irgendwo in der Welt Waffen gibt, die sich gegen das Proletariat richten", ruft der Genosse Friedrich, der eben mit seiner Proviantträgerkolonne, halbwüchsigen Jungen und Mädeln, angekommen ist und sich der Versammlung zugesellt hat.

„Aber doch nicht in Arbeitskitteln, mit Papierhelmen auf dem Kopf und mit Malerleitern und Mistgabeln", spöttelt Emil Gölicke, der trotz der Morgenkühle noch immer mit nacktem Oberkörper herumläuft.



„Nein, vorläufig immer noch mit ‚durchschlagenden Argumenten', wie diesem hier!" Zubiller klopft auf die schwere Armeepistole, die er über die Joppe geschnallt hat. „Aber als Sozialist kann ich mir sehr wohl den Tag vorstellen, da wir die Waffen unbesorgt verschrotten können. Dann werden aus Kanonen Pflüge, aus Panzerkreuzern Handelsschiffe, aus Maschinengewehren Sämaschinen gemacht werden. Das wird sein, wenn die Proletarier aller Länder wirklich frei und vereinigt sind, wenn es keine Kapitalisten mehr gibt. Schwer wird der Weg sein, bis wir das erreicht haben. Mancher von uns wird dabei

noch fallen. Aber wenn es den einen oder andern auch erwischt, heißt es: Nicht zittern und barmen, sondern die Zähne zusammengebissen! Für einen aus unsern Reihen, der fällt, rücken zwei auf! Wir wissen ja, Genossen, daß das, wofür wir heute kämpfen, eine bessere Zukunft ist. Und wenn sie uns auch nicht vergönnt sein sollte, eines ist gewiß: unsere Kinder und Enkel werden sie erleben!"

Diese schlichte Rede hat bei den Arbeiterkämpfern einen tiefen Eindruck hinterlassen. Zschammer stellt froh fest, wie die Gesichter förmlich aufblühen. Die Morgensonne, die eben die Sohle des Steinbruchs erreicht, spiegelt sich in mutig glänzenden Augen. Auch seine eigenen traurigen Gedanken sind wie weggeblasen.

Jetzt beim Abmarsch in die Angriffsstellungen müßte eigentlich ein Kampflied gesungen werden, schießt es ihm durch den Kopf.

Habakuk, der kleine Klampfenmeister der Bundisten, scheint seine Gedanken gelesen zu haben. Er hat plötzlich eine Mundharmonika an seinen Lippen. Die mitreißende Melodie des Liedes vom Bund der Treuen erschallt. Ohne Kommando fallen die Bundisten sofort ein. Auch Zschammer, der den Text bereits auswendig kann, gesellt sich bei. Die andern lauschen hingerissen, manche summen die schöne Melodie mit.

Genauso wie an jenem Abend in der „Linde" zu

Seeben haben die Bundisten die zur Faust geballte rechte Hand erhoben. Zschammer, Zubiller und einige andere machen es sofort nach, bald auch die übrigen. Als der vorletzte Vers zu Ende ist, zittert dumpfer Kanonendonner von weither durch die Luft. Die Entscheidungsschlacht um Halle hat begonnen. Nur einen Augenblick stutzen die Sänger. Dann ruft Würker mit heller Stimme und blitzenden Augen: „Noch den Schluß, Genossen!“ Und machtvoll schallt es in den frühlingshellen Sonntagmorgen hinein:

„Auf, auf denn, die Reihen geschlossen!
Hell bricht aus dem Osten der Tag.
Zum Kampfe heraus, ihr Genossen,
ein Wort nur, ein Lied und ein Schlag.“

Der Einkesselungsplan wird durchkreuzt

„Also dann sind wir uns einig. Keine Angriffsoperationen, aber höchste Abwehrbereitschaft! Und das leichte Reserve-MG hier herauf.“
Zubiller und Würker geben ihr Einverständnis durch stummes Kopfnicken. Sie haben ernste Gesichter, auch Zschammer, der jetzt auf Blockzetteln die Befehle für die Unterführer kritzelt. Unterdessen blikken die anderen abwechselnd durch das Fernglas.

Würker, der den Galgenberg wie seine Tasche kennt, hat den Gefechtsstand in der flachen Kuhle dicht unterhalb des Bergkamms ausgezeichnet gewählt. Die verkrüppelten Zwergkiefern, die sich hier auf dem sonst fast kahlen Berghang angesiedelt haben, bieten mit ihren vom Wind niedergeduckten Fächerzweigen Schutz gegen Feindeinsicht. Von hier aus lassen sich alle Positionen, angefangen vom Giebichenstein im Westen bis jenseits des Flugplatzes im Nordosten, gut übersehen.

Das vorlaute Maschinengewehr auf dem Turm des gegenüberliegenden Zoologischen Gartens, das schon seit den frühen Morgenstunden die Stellungen der Arbeitertruppen belästigte, ist endlich durch energisches Gegenfeuer des MGs auf den Klausbergen zum Schweigen gebracht worden. Nur selten kommt von dorther noch ein Gewehrschuß. Aber die Ruhe ist trügerisch. Sogar mit bloßem Auge sind die Ansammlungen dort drüben wahrnehmbar. Neben den grasgrünen Uniformen der Sipo ist auch das Feldgrau der Landesjäger, die gestern noch nicht hier waren, zu erkennen. Wo die bloß so plötzlich herkommen?

„Melder hierher!" ruft Willi Zschammer. Hinter einem kaum zwanzig Meter entfernten Felsbukkel lugt ein unternehmungslustiges Lausbubengesicht hervor. Die vereinzelten Ginsterbüsche als Deckung ausnutzend, kommt der Junge geschickt

herangerobbt. Im Beobachterstand richtet er sich halb auf. Der Junge – kaum achtzehn Jahre alt mag er sein – hat in einem offenen, noch halbkindlichen Gesicht hellblaue, wache Augen, die jetzt vor Eifer blitzen.

Zschammer packt ihn am obersten Jackenknopf.

„Hör gut zu, Hermannchen, damit du es wiederholen kannst. Mit diesen Meldungen zuerst zum Genossen Gölicke. Du weißt doch, wo der Reservetrupp liegt? In der Senke oberhalb des Steinbruchs! Von dort aus um die Flanke herum zum Genossen Berger in der Stellung hinter der Gärtnereimauer. Berger soll sie sofort nach der Straßensperre und den Klausbergen weiterschicken. Und dann auf demselben Weg nach hier zurück, verstanden?"

Eifrig, wenn auch mit etwas stotternder Stimme, wiederholt Hermann Gebhardt den Befehl, so wie er es in seiner dreiwöchigen Rekrutenausbildung noch kurz vor Kriegsende gelernt hat. Die Männer lächeln, als er dabei aus seiner Kniestellung heraus mit den Fingerspitzen die Hosennaht sucht. „Daß du aber ja nicht über den Berg läufst. Immer auf Deckung achten", mahnt Würker.

„Ist doch klar", kommt es selbstbewußt zurück. Zschammer versetzt ihm einen wohlgemeinten Jagdhieb. „Dann ab mit dir durch die Mitte!"

Mit wohlgefälligem Schmunzeln blicken ihm die Männer nach, wie er eng an den Boden geschmiegt

bis zu jener Stelle des abwärts führenden Trampelpfades kriecht, die von der Feindseite her nicht mehr eingesehen werden kann. „Ein tüchtiger Bursche, von der Sorte brauchten wir noch ein paar Dutzend“, sagt Zubiller.

Würker schüttelt den Kopf. „Wir hätten ihn lieber wieder wegschicken sollen, ich mache mir Sorgen um ihn.“

„Warum gerade um den einen?“ wundert sich Zschammer. „Warum ist der überhaupt erst heute früh im Lager eingetroffen, er gehört doch auch zu eurem Bund?“

„Weil seine Mutter ihre beiden Ältesten im Krieg verloren hat, will sie wenigstens ihren Jüngsten behalten. Erst hat sie ihm verboten, mit uns zu gehen, aber als gestern der Flugplatz gestürmt wurde, war er doch dabei. Da hat ihn seine Mutter einfach in der Dachkammer eingeschlossen. Aber heute früh ist er an der Dachrinne runter und hergekommen. Wir haben ihn zwar zusammengestaucht, aber er sagte, er dürfe uns doch nicht im Stich lassen. Wenn wir ihn wegschicken, meldet er sich bei einer andern Kampfeinheit. Da sagte ich mir, dann ist er bei uns noch am besten aufgehoben. Darum habe ich ihn als Melder abgestellt.“

„Seht doch mal da drüben die Ansammlungen, was die wohl vorhaben?“ ruft Zubiller, der das Vorgelände nicht aus dem Auge gelassen hat.

Zschammer verstärkt seine Augen mit dem Fernglas. „Was sich da anspinnt, das fühlt ein Blinder mit dem Krückstock. Sie wollen, den Bergschänkenweg herauf, unsere Front durchstoßen, Galgenberg, Klausberge und Trotha vom Seebener Abschnitt trennen und dann einzeln erledigen."

„Das sieht ja böse aus!" Würker ist einen Schein blasser geworden. „Jetzt fehlen uns nur ein paar schwere MGs."

Er knirscht mit den Zähnen.

Um Zschammers Mund spielt ein bittres Lächeln. „Angriff von uns aus wäre ja Wahnsinn. Wir sind alles in allem hier im Norden vielleicht tausend Mann. Da dürfen wir heilfroh sein, wenn es uns gelingt, den Angriff abzustoppen."

Fehler kommen teuer zu stehen

Den Trampelpfad herauf keuchen jetzt zwei Männer mit dem angeforderten leichten MG nebst den dazugehörigen Patronenkästen. Unbehelligt gelangen sie in die Mulde mit dem Kieferngestrüpp, wo sie sich sofort daran machen, die natürliche Brustwehr durch Steine zu verstärken. Zschammer als erfahrener MG-Schütze hilft ihnen beim Aufbauen und Tarnen der Waffe. Auch Würker hat seinen Karabiner auf den Rand der Böschung gelegt.



Zubiller bedauert, daß er nicht auch ein Gewehr zur Hand hat.

Zschammer reicht ihm lächelnd das Fernglas. „Siehst du die Offiziere drüben mit Gewehren rumlaufen? Warum wohl nicht? Weil sie als Anführer eben andre Aufgaben haben als der Schütze Bimmelbammel. Das schließt natürlich nicht aus, daß sie im Gefecht auch das erstbeste frei werdende Gewehr aufnehmen. Aus diesem kühlen Grund und weil wir so knapp an Gewehren sind, habe ich mich sogar mit diesem Ding hier begnügt.“ Er zieht aus seiner Ge-

säßtasche einen vernickelten Trommelrevolver, Kaliber 7 mm. „Ganze sechs Patronen sind drin! Die letzte davon würde notfalls auch für mich genügen", sagt er voll grimmiger Entschlossenheit.

Die Rückseite der Hauptkampflinie der Arbeiter hinter der Gärtnereimauer, auf der halben Höhe des Galgenberges, ist von hier oben aus gut einzusehen. Zschammer und seine Begleiter stellen mit Befriedigung fest, daß auch dort die von der linken Flanke aus drohende Gefahr richtig eingeschätzt wird. Das MG hat seinen Lauf ebenfalls auf den Einschnitt des Bergschänkenwegs gerichtet. Mehrere Gruppen wechseln zum linken Flügel hinüber. Die übrigen sieht man durch die aus aufgelegten Steinen gebildeten Schießscharten aufmerksam zum Bahndamm hinüberspähen, der soeben von einer ausgedehnten Schwarmlinie des Gegners überquert wird.

Unregelmäßiges Gewehrfeuer und MG-Geschnatter, ab und zu übertönt von dumpfen Kanonenschlägen, die von der Stadt herüberhallen, läßt die Herzen der vor Kampferwartung fiebernden Arbeitersoldaten schneller schlagen.

Heftiges Gewehrfeuer flackert jetzt auch weiter links, beim Flugplatz, auf. Er wurde von den vom gestrigen leichterrungenen Sieg trunkenen Seebenern in den frühen Morgenstunden erneut besetzt, obgleich Zschammer befohlen hatte, sich bis auf wei-

teres in den Stellungen an der Bahnlinie zu halten, die leichtgebauten Flugplatzbaracken boten ja keine Verteidigungsmöglichkeiten. Der Rückzug, den die Arbeitertruppen jetzt unter dem massierten Angriff der Soldateska, die aus der Roßplatz-Kaserne kommt, antreten müssen, führt einige hundert Meter über das deckungslose Rollfeld. Immerhin bringen sie so viel militärische Disziplin auf, daß nur immer eine Gruppe zurückspringt, während die andere Feuerschutz gibt. Auch ihre Verwundeten schleppen sie mit bis auf einige, die regungslos liegenblieben . . . tot!

„Das hätten sie sich sparen können, aber das kommt davon, wenn jeder seinen eigenen Feldherrn spielt", murmelt Zschammer bitter. Im stillen hatte er es längst aufgegeben, sich hier oben als General zu betrachten, der das Kampfgeschehen an der viele Kilometer langen Nordfront zu steuern vermag. Die wichtigen Bergstellungen südlich von Trotha will er halten, zu mehr reichen seine Kräfte und Möglichkeiten nicht aus.

Ruhe vor dem Sturm

„Sie kommen! Sie kommen! Feuer frei, aber ruhig bleiben und tief halten!"

Laut hallt der Ruf des Hundertschaftsführers Ber-

ger durch die Stellungen hinter der Mauer. Schon kläffen die Gewehre der Verteidiger los. Die grünen und grauen Uniformen der mit dem Gewehr unterm Arm vorgehenden Angreifer verschwinden hinter den Büschen und Buden der Gärtnerei und der Laubengärten. Von dort aus kommt jetzt lebhaftes Gegenfeuer. Funkensprühend prallen die Stahlmantelgeschosse auf den steinernen Deckungen auf und sausen mit bösartigem Hornissenbrummen als Querschläger durch die Gegend. Schon schreit der erste Verwundete auf, dem ein Geschoß den Arm zerfetzt hat.

Aber auch die Angreifer müssen mehrere Leute zurückschleppen. Weiter als bis zu dem glasüberdeckten Gewächshaus, hundertfünfzig Meter entfernt, kommen sie an die kleine Bergfestung nicht heran.

Auch die starke Angriffskolonne, die sich längs des Bergschänkenwegs vorarbeitet, kommt unter dem Feuer der beiden MGs der Arbeiter nicht recht voran. Als sie auch noch vom Gertraudenfriedhof aus durch eine kleine Gruppe der Seebener Flankenfeuer erhält, zieht sie sich schleunigst zurück.

„Feuer stoppen! Munition sparen!“ brüllt Zschammer, beide Hände als Schalltrichter benutzend, nach unten. Mit Genugtuung stellt er fest, wie das Kommando von Mund zu Mund weiterläuft und auch befolgt wird. Diese Jungen hier hat er also noch fest in der Hand.

Das ohrenbetäubende Knattern bricht mit einem Schlag ab. Auch vom Flugplatz und von der Stadt her ist kein Schuß mehr zu hören. Aber der erwartete Sturmangriff bleibt aus. Aufmerksam spähen die Arbeitersoldaten ins Vorgelände. Unten in der Gärtnerei haben einige Kirschbäume, die gestern noch kahl und trostlos aussahen, über Nacht weiße Sonntagskleidchen angelegt. Über den Dächern der Stadt steigt traulicher Schornsteinrauch in die Höhe. Aus der Ferne kommt der melodische Ton einer Sonntagmorgenglocke. Hoch über dem Berg jubiliert eine verfrühte Lerche, unbeirrt von dem Geschehen ringsum.

Zschammer erinnert sich wehmütig an die „Proletarische Feierstunde", die heute vormittag im Volkshaus stattfinden sollte und zu der er mit seinem Mädchen verabredet war. Zubiller ist mit seinen Gedanken bei Frau und Kindern, in seinem Garten, der in Ordnung gebracht werden muß. Der Staßfurter Kohl denkt an seine Briefmarkensammlung. Würker und Kratel sind im Geist mit ihren Bundesbrüdern auf Frühlingswanderfahrt.

Ähnliche, sehnsüchtige Gedanken erfüllen auch all die andern Revolutionssoldaten, hat doch keiner von ihnen die Waffen aus Abenteuerlust oder Übermut ergriffen. Aber keiner wagt, das laut zu denken. Jeder weiß, daß das Schwerste noch bevorsteht.

„Wir könnten doch erst mal frühstücken", sagt Zu-

biller, als es auch nach einer Viertelstunde noch immer ruhig bleibt. Sie machen sich über den Korb her, den Proviantmeister Friedrich durch den Melder Gebhardt heraufgeschickt hat. Es ist ein Teil der Lebensmittelspende, die arme Landarbeiterfrauen der Dörfer um den Petersberg herum gesammelt haben. Die Kartoffelpuffer, schon gestern gebacken, sind trotz sorgsamer Umhüllung mit Zeitungspapier und Heu nur noch lauwarm, schmecken aber mit dem beigegebenen Sirup vortrefflich. Auch einige Feldflaschen mit heißem Kaffee sowie eine Tüte selbstangebauter Tabak sind mit heraufgekommen. Nach dem Essen stopfen sich Zubiller und Kohl ihre Pfeifen. Die andern, mit Ausnahme Kratels, des zweiten MG-Schützen, der Nichtraucher ist, drehen sich Zigaretten.

„Kann mir einer sagen, was diese Ruhe zu bedeuten hat?" wundert sich Zschammer, der es auch während des Essens nicht unterließ, mit dem Fernglas Ausschau zu halten.

„Vielleicht haben die auch erst Frühstückspause mit Schnapsausgabe!" – „Oder Feldgottesdienst mit Beichte und Abendmahl!" – „Oder es ist Waffenstillstand, wir wissen es nur noch nicht!"

Plötzlich ruft Zschammer: „Mensch, Kinder, seht doch mal dorthin!" Er deutet dabei in Richtung des Flugplatzes, wo hinter einem Waldstück eine Rauchsäule gen Himmel steigt. Auch mit unbewaffnetem

Auge ist zu sehen, daß der schwarze Rauch mit weißem Dampf gemischt ist, wie ihn gutgeheizte Lokomotiven beim Halt stoßweise auszuatmen pflegen. „Mensch, ich werd verrückt, das ist doch ein Zug!" ruft Würker freudig. Seine Aufregung teilt sich auch den andern mit. Der Zug, der, dem Auge noch verborgen, zwischen Zöbertitz und Brachwitz auf freier Strecke hält, kann nur Gutes bringen, denn er kommt ja aus Köthen, wo die Arbeiter schon seit Tagen die Macht in Händen haben!

So denken die roten Wehrmänner auf der Bastion des Galgenberges. Sie ahnen nichts von den Funksprüchen, mit denen von der Roßplatz-Kaserne aus das Reichswehrbataillon Held gegen die Nordfront von Halle in Marsch gesetzt wurde. Sie wissen nicht, daß die Köthener Genossen – anstatt vor dem aus Magdeburg kommenden Militärzug die Schienen aufzureißen – das Signal auf „Freie Fahrt" gestellt haben, da der Transportführer versicherte, daß die Truppe zum Schutz der rechtmäßigen Regierung gegen die Kappisten in Halle bestimmt sei...

Trommelfeuer auf die Galgenbergstellung

Oberst Czettritz beobachtet durch ein Scherenfernrohr vom Dach der Reil-Kaserne aus, wie sich seine Zangenoperation planmäßig, wie ein Sandkasten-

spiel, entwickelt. Über sein verkniffenes Gesicht geht ein diabolisches Grinsen, als er sieht, wie der oberste Flügel der Arbeiterfront, der von den Bernburgern besetzt ist, plötzlich nach Norden umbiegt, weil ihnen von dorther Umgehung droht. Weiter südlich artet die Räumung der Stellungen an der Bahnlinie gegenüber dem Flugplatz alsbald in wilde Flucht aus. Dem Angriff der zwei feuerspeienden Panzerautos, die den Infanteriekolonnen voranfahren, haben die Arbeiter nichts entgegenzusetzen. Hoch über ihren Köpfen platzen Schrapnells aus den beiden Geschützen, die das Reichswehrbataillon Held mitgebracht hat.

Oberst Czettritz schüttelt mißbilligend sein graues Haupt. Dieser überstarke Druck paßt so gar nicht in seine strategische Konzeption. Wenn die „roten Rebellenhaufen" sich zu schnell absetzen, entgehen sie der Einkesselung, die er ihnen durch die Eroberung Trothas zugedacht hat. Der Weg dahin wird durch das Sperrfort der Arbeiter auf dem Galgenberg blockiert, das muß also zuvor erledigt werden.

Ungeduldig, von einem Fuß auf den anderen tretend, beobachtet er durch sein Fernglas das Heranführen der Feldhaubitzen und Minenwerfer, die gedeckt hinter Häusern und Baumgruppen in Feuerstellung gehen. Der Artilleriebeobachter, der ein Meßtischblatt auf einem Schornsteinsims ausgebrei-



tet hat, erteilt durch das neben ihm auf dem Boden stehende Feldtelefon seine Zielanweisungen, die alle dem Galgenberg gelten.

„Batterien feuerbereit!“ In strammer Haltung, die

Rechte am Stahlhelmrand, meldet er seinem Vorgesetzten.

„Na endlich! Also dann zeigen Sie mal den Spartakusbrüdern da drüben, was eine Harke ist!" Das Gesicht des Obersten mit der Höckernase und dem brutalen Kinn verzerrt sich zu einer Fratze.

„Achtung: Dauerfeuer auf die anbefohlenen Planquadrate!"

Das letzte Wort ist kaum verhallt, als Erde und Häuser unter dem gleichzeitigen Aufbrüllen der Geschütze und Minenwerfer erbeben. Sich die Ohren zuhaltend, verfolgen die Kapp-Offiziere voller Genugtuung die Bahn der plumpen Wurfminen bis zu ihrem Scheitelpunkt, von wo aus sie plötzlich unsichtbar werdend in die Tiefe stürzen. Das dumpfe Rollen ihrer Aufschläge übertönt das helle Krachen der flinkeren Granaten.

Der soeben noch in beschaulicher Sonntagsruhe liegende Berg scheint im nächsten Augenblick wie von einem Vulkanausbruch betroffen. Mit ohrenbetäubendem Krachen stößt er unheimliche, pechschwarze Rauchwolken hoch in die Luft, in denen es immer wieder feurig aufzuckt. Dicke Gesteinsbrocken werden nach allen Seiten hin geschleudert.

Die von der Umfassung bedrohten Arbeitertruppen aus Bernburg, Staßfurt und Seeben laufen um ihr Leben. Hageldicht spritzen die Kugeln um sie herum. Ab und zu werfen sich die Männer nieder, aber der frisch gefurchte Ackerboden gibt kaum einen Schutz. Nicht alle haben ihre Waffen weggeworfen. Der junge Grubenarbeiter Willi Bruckhaus schleppt ein leichtes MG, bis er es, durch eine Kugel im Fuß getroffen, liegenlassen muß.

„Rette du die Feuerspritze!" ruft der Graukopf Wilhelm Knickhöfel, der mit einem Patronenkasten hinterherkeucht, einem neben ihm laufenden Bernburger zu. Kaum hat Paul Zymanski die Waffe aufgenommen, bricht er selbst, in der Schulter verwundet, mit einem lauten Aufschrei zusammen.

„Laßt unsre Verwundeten nicht im Stich!" schreit Knickhöfel. Er lädt sich zu seinem umgehängten Karabiner, von dem er sich nicht trennen kann, und zu dem schweren Patronenkasten auch noch das MG auf. Unversehrt erreicht er die niedrigen Abraumhügel am Rand des Tagebaus der Braunkohlengrube „Karl Ernst", wo der Hundertschaftsführer Karl Nitschke und der Gruppenführer Franz Kazmierski – beide aus Seeben – einige Beherzte zum Widerstand gesammelt haben. Auch der Genosse Friedrich Richter, der den verwundeten Bruckhaus durch



die Ackerfurchen schleppt, gelangt dorthin, wo er ihm einen Notverband anlegt.
Nicht so glücklich ist Zymanski, der sich mit seiner Verwundung nur bis zum Rand einer wassergefüllten Senke des Tagbaus schleppen kann. Franz Schu-

bert, der eine Mulde, die ihm Deckung bietet, erreicht hat, hört den Hilferuf des Bernburger Genossen und läuft in gebückter Haltung zurück. Als er bis auf etwa fünfzig Schritt herangekommen ist, tauchen am Rand der Senke plötzlich Soldaten auf. Ihre Aufmerksamkeit ist völlig auf den Liegengebliebenen gerichtet, so daß Schubert, der sich niedergeworfen hat, halb im Wasser liegend, zunächst unbemerkt bleibt. Vor seinen entsetzten Augen spielt sich eine brutale Mordszene ab.

Schubert sieht die angstaufgerissenen Augen des wehrlosen Verwundeten, seine hocherhobenen, um Schonung flehenden Hände. Er sieht auch das mordlüsterne Grinsen in den Visagen der Soldateska. Ein langer, schlaksiger Kerl, mit Ledergamaschen um die spindeldürren Beine, hebt mit unmißverständlicher Geste den Gewehrkolben.

Himmel, diese widerliche Fratze mit der randlosen Brille, die war doch gestern abend mit unter den Gefangenen, die wir dann auf Ehrenwort freigelassen haben! fährt es Schubert blitzartig durch den Kopf. Voll maßloser Empörung springt er auf. Sein gellender Ruf: „Halt, ihr verfluchten Arbeitermörder!“ bleibt ihm halb in der Kehle stecken. Er stürzt, von einer Kugel in die Stirn getroffen, mit leichtem Aufschrei hinterrücks in das Wasser.

„Schmeißen wir ihn dem anderen Kadaver hinterher“, sagt der feige Arbeitermörder befriedigt, sei-

nen Kolben an der Jacke seines Opfers abwischend. Der Grubenarbeiter Karl Nitschke und der Ofenbauer Franz Kazmierski sind die letzten, die den Konterrevolutionären den Weg nach Seeben, bis zur letzten Patrone, streitig machen. Es ist spät am Nachmittag, als Major Held nach schwer errungenem Sieg seine Truppe auf dem Dorfplatz aufstellen kann. Die Freiheitskämpfer haben sich inzwischen alle nach dem Petersberg hin in Sicherheit bringen können. Natürlich finden sich Zungen, die dem Major die Namen der beiden tapferen Einzelkämpfer zuflüstern. Der alte Landsknechthäuptling will es zuerst nicht glauben, daß es nur zwei Arbeiter gewesen waren, die einem ganzen Bataillon erfolgreich Widerstand geleistet haben. Als es ihm aber von verschiedenen Einwohnern bestätigt wird, sagt er, mit grimmigem Gesicht an seine Soldaten gewandt: „Habt ihr das gehört, ihr trüben Tassen? Also wenn ich zehn solcher Kerle hätte, in einer Woche jagte ich euch alle bis an die Ostsee! Und nun bitte ich mir einen strammen Parademarsch aus!"

Neues über die Lage in Berlin

Der Stoßtrupp aus dem Steinbruch legt den steilen Aufstieg zur befohlenen Bereitstellung auf der Rückseite des Galgenberges im Gänsemarsch zurück. Die

scharfen Zickzackkurven nötigen trotz der frischen Morgenbrise manchen Schweißtropfen ab. Der kräftige Emil Gölicke, dem Würker während seiner Abwesenheit das Kommando übertragen hat, keucht mit dem MG voran. Keiner verliert dabei ein unnützes Wort. In den Ohren und Herzen dieser mutigen Freiheitskämpfer summen noch Weise, Worte und Rhythmus des Liedes vom Bund der Treuen. Die Ansprache des Genossen Zubiller hat noch zusätzlich bewirkt, daß sich auch die Kalikumpel aus Staßfurt diesem Geist verpflichtet fühlen.
Die von dem ortskundigen Gustav Würker ausersehene Bereitstellung ist eine Mulde zwischen Bergkamm und dem Absturz zum Steinbruch. Dichtes Brombeergestrüpp, das bereits grüne Frühlingsspitzen zeigt, verbirgt dem Auge den schauerlichen Blick in die Tiefe. Hier lagern sie nun, mit dem Gewehr im Arm, neue Kräfte sammelnd und gewärtig des Befehls zum Vorgehen. Das auf- und abschwellende Gewehrfeuer, das durch den Hang über ihnen eigenartig gedämpft klingt, läßt die Pulse schneller schlagen. Fast alle rauchen, wie sie es auch im Krieg getan hatten, bevor sie ins Feuer gehen mußten.
Als aber eine Viertelstunde nach der andern vergeht, ergreift sie eine wachsende Unruhe, der sie durch Vermutungen über die Gefechtslage Ausdruck geben. Gölicke, der, nervös auf und ab gehend, nach dem Melder ausschaut, wirft endlich die schon mehrmals

angerauchte Zigarre mit einem Fluch in das Gestrüpp. In diesem Augenblick kommt der kleine Gebhardt. Seine Meldung, daß aus dem kühnen Sturmangriff, auf den man sich innerlich schon vorbereitet, abermals nichts wird, ruft allgemeine Niedergeschlagenheit hervor.

„Aber meist und überhaupt kommt es anders als man glaubt", knurrt der Bundist Kratel. Weil ihm diese Untätigkeit unerträglich ist, meldet er sich zusammen mit dem Genossen Ernst Kohl von der Staßfurter Gruppe freiwillig, das angeforderte MG auf den Gefechtsstand zu bringen.

Der erfahrene Gruppenführer Gölicke weiß, was jetzt in den Kameraden vorgeht, die, als die beiden fort sind, mit trübsinnigen Gesichtern um ihn herumstehen. „Ja", sagt er, „so ist das nun mal. Abwarten vor dem Gefecht ist immer eine Nervensäge. Offensivschnaps wie bei den Kappisten drüben ist nicht, also müssen wir uns was anderes ausdenken, um mit der Langeweile fertig zu werden." Er sagt absichtlich „Langeweile", aber jeder versteht, daß er damit etwas anderes gemeint hat.

Habakuks Vorschlag, etwas zu singen, stößt auf allgemeine Ablehnung. Ebenso ergeht es Otto Mühlbach, der immer ein Reclambändchen seines Lieblingsdichters Heinrich Heine bei sich hat und sich nun anbietet, daraus einige Gedichte vorzutragen. Keinem ist jetzt danach zumute.

„Was können wir sonst noch machen?"
„Na, zum Beispiel, uns etwas Vernünftiges erzählen."
Einer der Kumpel aus Staßfurt meldet sich. „Weiß einer etwas über die Lage in Berlin? Was ist mit den Freikorps-Banditen, den Baltikumern, geworden, die mit dem Putsch angefangen haben?"
Emil Gölicke sagt mit bitterer Stimme: „Ja, da braucht ihr euch nicht zu wundern. Nach dem Scheitern des Putsches sitzen sie wieder, als sei nichts geschehen, in ihren alten Unterkünften. Sie haben sich wieder für die rechtmäßige Regierung erklärt, und diese liefert ihnen Löhnung und Verpflegung. Von ihrer Auflösung ist vorläufig keine Rede mehr, deshalb haben sie auch noch alle Waffen nebst scharfer Munition. Wer sollte ihnen die auch abnehmen? Etwa die Reichswehr, die munter mitgemeutert hat? Oder die Arbeiter? Davor haben doch die Bonzen in der Regierung die allermeiste Angst. Mich sollte es gar nicht wundern, wenn sie auch diese Landsknechte wieder gegen die Arbeiter einsetzen würden."
„Aber das wäre doch wohl die Höhe", protestiert ein Staßfurter.
Wie als Antwort lebt der bis dahin mäßige Gefechtslärm hinter dem Bergrücken mit neuer Heftigkeit auf. Das sich überstürzende Gehämmer der Maschinengewehre läßt die Männer aufspringen,

wie von elektrischen Schlägen getroffen. Ohne Aufforderung greifen sie sofort wieder zu den Waffen. Ihre entschlossenen Gesichter widerspiegeln den ganzen Ernst der bevorstehenden Entscheidungsschlacht.

Ein Vulkan öffnet sich

Rumms! – Rumms! – Rumms! – Bautz! – Bautz! Bautz!

Und immer wieder und wieder rumms und bautz!

Unter dem Einschlag der schweren Minen und der Haubitzengeschosse zittert und wackelt der ganze Berg wie bei einer Erdbebenkatastrophe.

In Trotha und Seeben klirren die Scheiben. Türen springen auf, Bilder fallen von den Wänden. Voller Grauen sehen die auf die Straße eilenden Menschen die pechschwarzen Rauchwolken, die, über dem Galgenberg aufsteigend, das Sonnenlicht wegwischen. Wie bei einer totalen Sonnenfinsternis legt sich ein fahler, kalter Todesschatten über die Erde ringsum.

Entsetzlich ist der Gedanke, daß sich in diesem Höllenorkan von Feuer, Rauch und Stahlsplittern Menschen befinden, fleißige, ehrliche Arbeiter. Es ist unvorstellbar, daß auch nur einer davon am Leben bleibt.

Und immer und immer wieder ertönt das dumpfe Krachen, Rummsen und Bummsen. Pausenlos und gnadenlos! Das ganze Dorf Trotha ist von einer Panik ergriffen. Am schlimmsten sind die Frauen dran, deren Männer oder Söhne mit oben auf dem verderbenspeienden Vulkan sind. Halb irrsinnig vor Sorge und Angst laufen sie zueinander und fallen den Leidensgefährtinnen schluchzend um den Hals. Dazwischen weinen und schreien ihre Kinder. Hunde kläffen und verkriechen sich kläglich winselnd. Auf den Höfen kreischen und flattern aufgeschreckte Hühner. Aus den Ställen kommt das Brüllen des geängstigten Viehs.

Die Menschen, die mit vor Schreck geweiteten Augen vor dem Eingang des „Kaffeegartens" zur rauchverhüllten Kuppe des Galgenberges hinaufstarren, sind einige Minuten lang keines Wortes fähig. Dann sagt Sanitätsrat Dr. Schurig, dessen Gesicht weiß wie sein Haar geworden ist, tonlos: „Das ist ja entsetzlich, schwere Minen und Granaten! Und das von deutschen Soldaten gegen ihre Landsleute! Also das hätte ich nie für möglich gehalten!"

Sein verstörter Blick trifft sich mit dem von Eugen Rupprecht. „Was gibt's denn da zu wundern, Herr Sanitätsrat? Schwere Minen, das sind doch ‚durchschlagende Argumente', die ihr Genosse Noske immer schon gegen die Arbeiter für richtig hielt. Jawohl", fährt er mit bitterer Stimme fort, „auch die-

ses Trommelfeuer da drüben verdanken wir Ihrer Parteiführung, Herr Doktor, Ihrer SPD!"
Der alte Arzt zuckt unter diesen Vorwürfen zusammen. Unfähig, etwas zu erwidern, macht er nur eine hilflose Gebärde; dann wendet er sich zum Gehen. Hermann Friedrich, der Proviantmeister, hält ihn zurück. „Aber Herr Doktor, Sie werden doch jetzt nicht unsere Verwundeten im Stich lassen?" Begütigend fügt er noch hinzu: „Der Genosse Rupprecht hat das bestimmt nicht so gemeint."
„Entschuldigen Sie, Herr Sanitätsrat, mir sind eben nur die Nerven durchgegangen", beeilt sich Eugen Rupprecht zu sagen.
Dr. Schurig blickt ihn traurig an. „Schon gut, Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Sie haben ja nur zu sehr recht! Lassen Sie uns überlegen, was wir für die Verwundeten dort oben tun können."
„Für die da oben wird wohl schwerlich was zu tun sein. Aber wir müssen für diejenigen, die von dort oder von den Klausbergen herunterkommen, eine Auffangstellung schaffen. Dann müssen wir uns vorbereiten, daß wir das Dorf räumen, gegen solches Trommelfeuer sind wir machtlos", antwortet Rupprecht, der sich schnell wieder seiner Verantwortung als Stabschef des Nordabschnitts bewußt wird.

Schlagartig, wie es begonnen hat, bricht das Trommelfeuer plötzlich ab. Im Gegensatz zur unteren Stellung der Arbeitertruppen auf dem Galgenberg, die durch das Feuer der Minen und Granaten völlig zertrichtert wurde, ist das MG-Nest am oberen Hang fast unberührt geblieben. Die hier liegenden fünf Männer haben den Geschoßhagel wie durch ein Wunder unverletzt überstanden, wenn sie sich auch durch den Luftdruck der Explosionen wie taub fühlen. Dieses Wunder verdanken sie einer Ladehemmung an dem auf ihre Stellung eingerichteten Geschütz, gleich nach dem dritten Schuß.

Das wissen sie zwar nicht, wohl aber, was jetzt auf sie zukommt. Der Blick in die untere Stellung wird ihnen noch durch Rauchwolken verwehrt. Schreie, Flüche und rohes Gelächter dringt von dort herauf; dazwischen sind einzelne Schüsse und Handgranatendetonationen zu hören. Sie wissen aber auch, daß trotz alledem die Galgenbergposition bis zum Äußersten gehalten werden muß, damit den vom Seebener Abschnitt zurückflutenden Genossen ein Ausweg offenbleibt.

Hoffentlich komme ich ganzbeinig hin, denkt Gustav Würker, als er in gebücktem Lauf, ungeachtet des Kugelgezwitschers, zu dem abwärts führenden Trampelpfad hinüberhetzt.

Hoffentlich sind die Bundesbrüder nicht inzwischen stiftengegangen, schießt es Zschammer durch den Kopf, der sich jetzt selbst hinter das MG klemmt.

Hoffentlich bringen sie noch ordentlich Munition mit, denkt Kratel, der soeben einen der letzten Patronenrahmen in das von Würker zurückgelassene Gewehr drückt.

Daß das Ausharren hier oben für sie alle Tod bedeutet, wie ihn die Kampfgenossen soeben dort unten erlitten haben, hat in den Gedanken, die sie augenblicklich bewegen, überhaupt keinen Platz.

Zubiller, der durch das Glas die von Seeben nach Trotha führende Pappelallee ständig beobachtet, auf der immer wieder einzelne Gruppen der zurückflutenden Arbeitertruppen auftauchen, während über ihnen Schrapnells platzen, murmelt: „Wenn sie sich doch nur noch mehr beeilen möchten!" Im stillen lobt er die Standhaftigkeit seines Vorgesetzten, der sich gegenüber dem Widerstand des hitzköpfigen Gölicke und einiger anderer durchgesetzt hatte. Wenn es nach denen gegangen wäre, läge jetzt der ganze Reservetrupp unter den Gefallenen hinter der zertrommelten Gärtnereimauer.

Gruppenweise aufspringend, sich niederwerfend, einen Schuß abgebend und wieder aufspringend, so kommen die Landesschützen nun vom Bergschänkenweg herauf. Zschammer visiert sorgfältig und

lange, zu lange, nach Ansicht des nervös gewordenen Staßfurters.

„Mensch, nun schieß doch bloß los, siehst du denn nicht, daß da schon wieder eine Gruppe läuft!" schreit er den Gewehrführer an. Der sonst so leicht Erregbare ist jetzt die Ruhe selber. „Völlig falsch, die Laufenden aufs Korn zu nehmen, weil die nämlich, ehe du sie im Visier hast, schon wieder zu Boden sind. Kurz vor den Niedergefallenen mußt du anvisieren, Druckpunkt nehmen und, wenn sie wieder aufspringen, abdrücken. Paß mal auf . . . so!"

Der Mann, der da eben mit seinem leichten MG aufgesprungen ist, klappt unter Zschammers kurzem Feuerstoß wie ein Taschenmesser zusammen; auch sein Nebenmann scheint etwas abbekommen zu haben, denn er kriecht ohne die Patronenkästen, die er schleppte, zurück.

„Gut gemacht, Kamerad Zschammer, von dir kann man noch was lernen!" brummt anerkennend der Staßfurter.

„Ich halt mich an den schönen Spruch auf Erden: Du mußt bedeutend ruhiger werden! Außerdem ist jede Patrone kostbar", meint Zschammer.

Atemlos vom schnellen Lauf ist Würker bei seinem Reservetrupp in der Mulde über der Steilwand des Steinbruches angelangt. Mit Genugtuung stellt er fest: Keiner ist, trotz des vorangegangenen Trommelfeuers, das auch sie unversehrt überstanden haben, verschwunden. Mit wenigen Worten erklärt er ihre Gefechtsaufgabe: Der Galgenberg ist nach der verlorenen vordersten Stellung so lange wie möglich zu halten, um den von Einkesselung bedrohten Genossen des Nordflügels das Absetzen zu ermöglichen.

Dann kommandiert er in forschem Ton: „Nach links und rechts ausschwärmen, in Schützenkette mit fünf Schritt Zwischenraum den Berg hinauf und oben in Stellung gehen!"

Befriedigt sieht er, wie alle zwanzig sich in der befohlenen Weise auseinanderziehen und, das Gewehr über den Rücken gehängt, den steilen Hang hinaufkrabbeln. Einer allerdings bleibt schon nach wenigen Metern bäuchlings liegen, das Gesicht auf die vorgelegten Arme gepreßt. Es ist der kleine, schmächtige Klampfenmeister der Bundisten. Würker stößt ihn, der wie Espenlaub zittert, unsanft in die Rippen.

„Nanu, Habakuk, was ist denn mit dir los?"

„Ich . . . kann . . . doch . . . nicht", kommt es schluch-

zend aus dem Kleinen heraus, während er sein kalkweißes, von Tränen überströmtes Gesicht hebt.
Böse wird er angefahren. „Was heißt denn hier, ich kann nicht? Im Krieg, für den Kaiser und die Kapitalisten, haben wir oftmals auch nicht gekonnt, aber dann mußten wir, ob wir wollten oder nicht! Heute wollen wir freiwillig, weil es um unsre gerechte, eigne Sache geht! Also reiß dich mal zusammen ... oder willst du dem Bund der Treuen Schande machen?"
Heinrich Howerka macht keine Miene aufzustehen. Würker hat es im Krieg mehrmals erlebt, daß solche schlotternde Nervenbündel weder durch Zureden noch durch Drohungen zum Vorgehen veranlaßt werden konnten. Der kleine, sonst so lustige Bundesbruder tut ihm plötzlich leid. Deshalb sagt er nach kurzem Überlegen in gutmütigem Ton: „Na, wenn es durchaus nicht geht, Heinrich, dann gib mir deinen Karabiner und mach, daß du runterkommst. Melde im Stabsquartier beim Genossen Eugen Rupprecht, daß die vorderste Stellung überrannt worden ist und daß wir die Kappisten aufhalten werden, solange es geht. Also dann mach's gut, Junge!" Mit einem freundschaftlichen Schubs verabschiedet er sich. Er muß sich beeilen, seiner Gruppe nachzukommen.
Oben, hart an der Bergkante, liegen sie, nur wenig gedeckt, hinter flachen Bodenbuckeln, Steinbrocken

und verkrüppeltem Gesträuch. Sie haben auch keine Werkzeuge, sich etwas einzugraben. Der linke Flügel mit Gölicke hat Anschluß an die etwas tiefer liegende Gruppe von Zschammer genommen, um die vom Bergschänkenweg kommenden Angreifer in Schach zu halten. Würker, mit der rechts liegenden Gruppe, konzentriert sich auf die verlorengegangene untere Stellung, wo sich jetzt die Rauchschwaden zu lichten beginnen. Beim ersten Kugelzischen ziehen sich die feigen Kappisten schleunigst hinter die zerbombte Gärtnereimauer zurück. Von dort erwidern sie das Feuer. Die Landesjäger auf der andern Seite schnallen ihre Spaten ab und beginnen sich einzugraben. Das Gefecht an der Galgenbergfront ist zum Stehen gekommen.

Würker hat, hinter einem zerzausten Wacholderbusch liegend, alle mit den ausgestreckten Händen erreichbaren Steine herangeholt, um vor allem erst mal einen Kopfschutz zu haben. Dann beginnt er, das schwere MG aufs Korn zu nehmen, das aus einer Mauerbresche heraus anfängt, die Schützenkette auf dem Bergkamm abzutasten. Beim Militär war er als guter Scheibenschütze bekannt, aber hier will es ihm einfach nicht gelingen, einen Treffer anzubringen. Die inzwischen zur Mittagshöhe aufgestiegene Sonne macht sein sorgsamstes Zielen zunichte.

Als er nach dem fünften Schuß neu durchladen will,

kommt ihm schreckhaft zum Bewußtsein: Die zwanzig Patronen, die diesem Karabiner zugeteilt sind, befinden sich ja auf dem Weg zum Stabsquartier! Unwillkürlich stößt er einen derben Soldatenfluch aus. Vergeblich verhallt sein mit aller Lungenkraft ausgestoßener Hilferuf: „Patronen her!" Niemand hört ihn bei dem starken Gefechtslärm. Verzweifelt schlägt er mit beiden Fäusten auf die Steine, daß ihm die Haut aufplatzt.

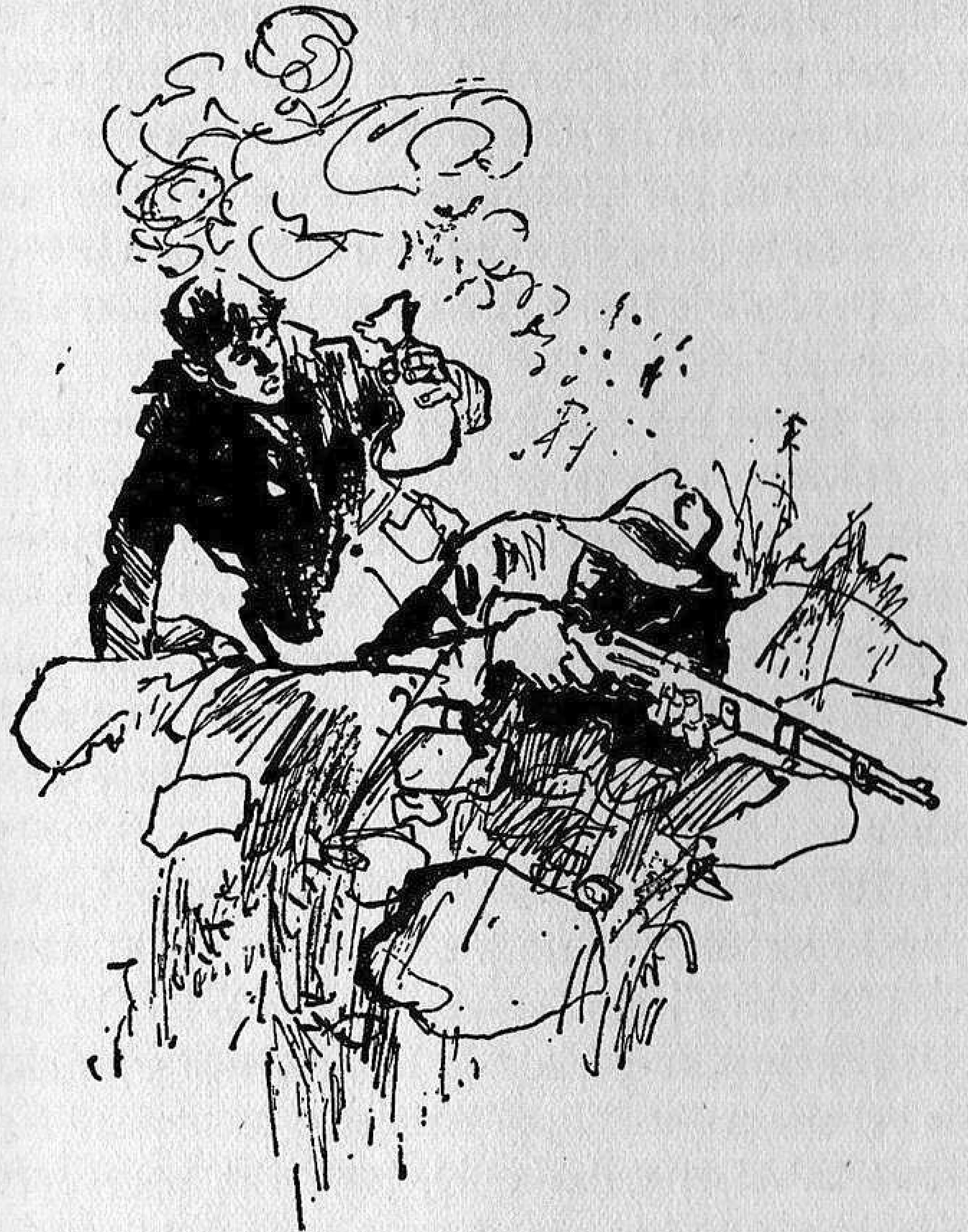
In diesem Augenblick ertönt halblinks hinter ihm eine wohlbekannte Stimme: „Paß auf, Gustav, ich schmeiß dir den Beutel rüber!" Zugleich klatscht neben ihm ein brauner Brotbeutel nieder. Überrascht wendet er sich um und erblickt den dicht an den Boden geschmiegten Howerka, der ihn mit etwas verlegenem Gesicht angrinst.

„Meine Fresse, Habakuk, du? Ich denke, du bist schon halb in Trotha?"

„War ich auch schon, aber da fiel mir ein, daß ich noch die Patronen hatte."

„Ein Glück, daß du daran gedacht hast, Habakukchen; also das soll dir noch vergolten werden!" Mit diesen herzlichen Worten dankt Würker dem Kleinen, der so wacker seinen Feigheitsanfall überwunden hat. „Bist doch ein feiner Kerl", fügt er noch hinzu, während er einen neuen Patronenstreifen in die Kammer schiebt.

„Gustav, bin ich das wirklich? Und du bist mir nicht



mehr böse?“ Freudiges Erstaunen zittert in der Frage.

„Aber weshalb wollte ich denn? Wegen vorhin, wegen deinem kleinen Nervenkollaps? Das kann je-

dem mal passieren, überhaupt wenn er noch nicht im Gefecht war. Ich habe mir bei meinem ersten Sturmangriff sogar in die Hosen gemacht. Aber wir sind ja vom Bund der Treuen, den nie ein Verräter und auch kein Feigling entweiht. Wir halten auch in Not und Gefahr wie Pech und Schwefel zusammen, klar, Habakuk?"

Diese Worte aus dem Mund des Freundes ermutigen Howerka sehr. Ja, er wird beweisen, daß er nicht schlechter als die andern ist. Und darum sagt er jetzt: „Heißen Dank für die Blumen, Gustav!"

Und dann, nachdem Würker erneut einen Schuß abgefeuert hat, verlangt er: „Gib mir bitte jetzt auch meine Knarre wieder!" Fest und sicher klingt seine Stimme.

Würker antwortet, ohne sich umzuwenden. „Das geht leider nicht, Heinrich. Verstehe doch: Hier oben fehlt jetzt jedes Gewehr. Da ist das hier in den Händen eines ausgebildeten Infanteristen wichtiger als bei einem ehemaligen Armierungssoldaten!"

Howerka versteht das wohl, fühlt sich aber doch irgendwie zurückgesetzt. Fast weinerlich klingt es, als er ausruft: „Ja, was soll ich denn nun ohne Waffe machen? Etwa mit Steinen schmeißen oder vielleicht Mundharmonika blasen?"

„Meinetwegen blase auch Mundharmonika, aber störe hier nicht weiter", kommt es ungehalten zurück. „Mach, daß du schleunigst von hier verschwin-

dest, sonst kriegst du noch völlig nutzlos eine verplättet."

Auf weitere Unterhaltung kann er sich nicht mehr einlassen, denn soeben beginnen die Kappisten aus ihren Deckungen hinter der Mauer vorzubrechen. Sie werden unterstützt vom rasenden Feuer des MGs, das über die Köpfe der Stürmenden hinweg die Stellung der Freiheitskämpfer bestreicht. Dicht an dicht liegend, wie die saubere Naht einer Nähmaschine, so tanzen die Einstiche der mörderischen Spitzkugeln von links nach rechts und von rechts nach links. Wo sie auf nacktes Gestein treffen, gibt es Querschläger und nicht minder verderbliche Steinsplitter. Die Verteidiger wagen kaum noch, den Kopf zu heben.

Auch Würker hat den Kopf dicht an den Boden gepreßt und die Augen mit den Armen abgedeckt. Als erfahrener Frontsoldat weiß er: Wenn die Angreifer bis fünfzig Schritt heran sind, muß das überhöhte MG-Feuer eingestellt werden. Dann aber wird er seine beiden letzten Patronen so teuer wie möglich verkaufen. Wenn wir Handgranaten hätten, könnten wir die Kappisten vielleicht sogar zurückwerfen, schießt es ihm durch den Kopf . . . aber sie haben keine.

Merkwürdig, all seine Gedanken sind jetzt rückwärtsgerichtet. Er denkt an den Freundschaftsbund, den er vor sechs Jahren mitbegründet hat. Bei einer Sommersonnenwendfeier der damals noch einigen sozialistischen Arbeiterjugend war es. Rings um den noch dunkelragenden Holzstoß standen im Kreis die vertrauten Jugendgenossen. Ihre frohen Gesichter waren vom Licht düsterroter Fackeln angehellt. Erwartungsvolle Stille herrschte unter dem sternenbestickten Himmel der milden Juninacht.
Da ... ein dreimaliges, lang nachhallendes Hornsignal: „Wacht auf, Verdammte dieser Erde!" Es war das Zeichen, die Fackeln in das aufprasselnde Reisig zu stoßen. Hochauf züngelte das Feuer, hellauf klangen die Zupfgeigen. Wuchtig und weihevoll, aus jugendfrischen Kehlen gesungen, ertönte die Flammenhymne:

„Flamme empor! Flamme empor!
Lodre aus Leiden und Schmerzen,
Sehnsucht und Glück aller Herzen,
Freiheit hervor!

Heiliges Rund! Heiliges Rund!
Eine die Brüder zum Eide!
Treue in Lust und im Leide
trage den Bund!

Der nur ist frei! Der nur ist frei,
welchem die Seele durchziehet
Mut, der im Herzen ihm glühet.
Ja, wir sind frei!

Hell in die Nacht! Hell in die Nacht!
Wehen die roten Signale,
unseres Bundes Fanale
flackernd entfacht!

Unser die Welt! Unser die Welt!
Jugend, die Herrin der Erde,
daß sie uns Vaterland werde!
Unser die Welt!“

Einer trat dann ans Feuer und sprach mit gehobener Stimme den Rütlischwur aus Schillers „Wilhelm Tell“. Alle hatten wie der Sprecher die Schwurhand erhoben und wiederholten den Spruch: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr . . .“

Da war auch keiner dieser Arbeiterjungen, dem die Weihe dieser Sternstunde nicht tief in das junge Herz gedrungen war. Würkers Vorschlag, einen Freundschaftsbund für den gemeinsamen Kampf um die hohen Ideale des Sozialismus durch Handschlag zu besiegeln, fand begeisterten Beifall. Mit einem Sprung durch die wabernde Lohe wurde dieses Gelöbnis noch bekräftigt. Keiner ahnte damals, daß schon wenige Wochen später ihr Freundschafts-

bund auf eine harte Bewährungsprobe gestellt werden würde.
Ach, wie viele hatten diese Prüfung nicht bestanden! Sie ließen sich bei Ausbruch des imperialistischen Weltkrieges vom Wirbel der Kriegsbegeisterung der Mächtigen und Satten mitreißen und wurden ihrem Gelöbnis, für die Befreiung der Menschheit aus den Klauen der kapitalistischen Knechtschaft zu kämpfen, untreu. Und viele aus der damaligen Runde mußten ihr hoffnungsvolles junges Leben im Krieg der Imperialisten hingeben. Nur ein kleiner Rest von damals hatte sich nach Kriegsende wieder zusammengefunden. Mit dem schönen Lied vom Bund der Treuen hatten sie ihre Gemeinschaft erneuert und vertieft.

Das Ende

Sie waren sich und ihrem Gelöbnis treu geblieben. Sie trennten sich auch jetzt nicht angesichts der unmittelbar drohenden Todesgefahr. Stolz stellt Gustav Würker das fest, und zugleich krampft sich sein Herz zusammen, wie von einer stählernen Zange gepreßt. Würker hat während seiner Kriegszeit viele gefährliche Situationen durchgemacht, einmal war er achtzehn Stunden lang verschüttet gewesen. Aber auch in schier aussichtslosen Lagen hatte er sich immer einen kleinen Rest Hoffnung erhalten, irgend-

wie doch noch mit dem Leben davonzukommen. Heute aber weiß er ganz genau: es ist aus! Nur daß auch die treuen Bundesbrüder mit ihm sterben müssen, erfüllt sein Herz mit tiefer Trauer. Alle, außer Habakuk, den er fortgeschickt hat, werden diesen bittren Weg mit ihm gehen müssen.

Eine Kugel, die ihm den Gemsbarthut vom Kopfe reißt, schreckt ihn augenblicklich in die Wirklichkeit zurück. Ja, noch ist es nicht soweit, noch hat er zwei Patronen für die ersten Konterrevolutionäre, die ihm gleich vor den Lauf kommen werden. Plötzlich hört er Mundharmonikaklänge. Träumt er, oder was ist los? –

Gustav Würker hat nie erfahren, ob es Traum oder Wirklichkeit war. Splitter einer Handgranate, die unmittelbar neben seinem Kopf krepiert, löschen blitzartig sein Bewußtsein aus.

Mit Hurrarufen und aufgepflanztem Bajonett stürmen die Kappisten zur obersten Kammlage hinauf. Wo sich noch etwas Lebendiges regt, werfen sie wahllos Handgranaten. Den Rest erledigen sie mit Bajonett und Kolben.

„Erschossen im Aufruhr!“

Das blutige Drama auf dem Berg mit dem düsteren Namen ist zu Ende. Die Sieger machen sich daran,

die umherliegenden Gewehre einzusammeln. Befriedigt betrachtet der Hauptmann, ein älterer Offizier mit kalt glitzernden Augen, den immer größer werdenden Beutehaufen. „Aha, da kommt ja auch die verdammte Kugelspritze!"
„Melde, Herr Hauptmann: ein leichtes MG 08, ohne Munition, aber noch brauchbar!" Mit diesen Worten und zusammengeschlagenen Hacken baut sich ein dicker Feldwebel vor ihm auf.
„Danke, Feldwebel . . . aber was haben Sie denn da noch?"
„Einen Trommelrevolver, Herr Hauptmann! Als wir das MG-Nest mit Handgranaten zugedeckt hatten und alles schon für erledigt hielten, knallte uns einer der Kerle mit diesem Dings noch eins vor den Latz. Hier, diese Beule am Stahlhelm . . . ich konnte mich gerade noch bücken. Aber der Müller II kriegte eins in den Bauch!"
„Also, was es nicht alles gibt?" Der Hauptmann schüttelt den Kopf.
Die umstehenden Söldner beginnen auch ihre „Heldentaten" zu schildern. „Wir haben einen, der wie blind umhertaumelte, weil er wohl Glas von seiner zerschossenen Brille in die Augen gekriegt hatte, so lange mit den Bajonetten gekitzelt, bis er über den Rand des Steinbruchs sprang", prahlt ein vierschrötiger Kerl, dabei sadistisch grinsend . . .
„Aber was wir oben bei dem Wacholderbusch erlebt

haben", ruft wichtigtuerisch ein junger Leutnant. „Hockte doch da solch ein komischer kleiner Kerl und glotzt uns an wie ein Kalb, das geschlachtet werden soll. Er hat was Blinkendes in der Pfote, wißt ihr, was? Dreimal dürft ihr raten und kommt doch nicht drauf. Keine Handgranate, auch kein Messer. Eine Mundharmonika war's! Als er uns kommen sah, begann er mit vollen Backen zu blasen: ‚Zu Mantua in Banden, der treue Hofer war.' Leider ging, als er erledigt wurde, auch die Mundharmonika flöten, hätte sie gern als Andenken mitgenommen."

„Muß ja wirklich ein doller Hecht gewesen sein", bemerkt ein Unteroffizier.

„Jedenfalls wahnsinnig geworden; bei dem Trommelfeuer, das sie auf die Mütze gekriegt haben, auch kein Wunder", sagt der blasierte Hauptmann. Dann bedeutet er einem Söldner, seinen gebeugten Rücken als Schreibunterlage für seinen Meldeblock darzubieten. Eifrig bemalt er ein Blatt nach dem andern. Auf jedem steht mit großen Druckbuchstaben: „Wurde im Aufruhr erschossen!"

„So, das wird jedem Rebellen als Abschreckung für die andern, die wir nicht erwischt haben, angeheftet!" Mit diesen Worten reicht er die Zettel dem Feldwebel, der sie an die sich ihm entgegenreckenden Hände verteilt.

Eifrig machen sich die Reichswehrsoldaten – in der

Mehrzahl sehr junge Burschen – daran, den Befehl auszuführen. Einer dieser elenden Gesellen steckt einem der erschossenen Arbeiter, dessen Oberkörper von Handgranaten zerrissen ist, den Zettel in den im Todeskampf weitgeöffneten Mund. Natürlich wird auch nicht versäumt, die Gefallenen auszuplündern. Den wenigen, die noch brauchbare Stiefel anhaben, werden sogar diese ausgezogen.

Erneutes Gewehrgeknatter von jenseits des Berges läßt die Leichenfledderer erschrocken innehalten. Man sieht einen grünuniformierten Melder der Sipo im Laufschritt auf den Hauptmann zukommen. Schon ertönt dessen schnarrende Stimme: „Alles sofort nach rechts hin sammeln!" Mit zusammengezogenen Brauen mustert er seine angetretene Schar. Anscheinend gefällt ihm ihr schmutziges Treiben auch nicht. Weil er sie aber bei guter Laune halten muß, sagt er: „Hört mal zu, Leute! Der Tanz ist noch nicht zu Ende, die Spartakisten haben sich noch mal vor Trotha festgesetzt. Wir müssen also das Dorf besetzen, aber das Gelumpe, das sich einige von euch da angebammelt haben, bleibt hier bei den Beutewaffen. Meinetwegen könnt ihr es euch später holen. Die Gruppe Kleinschmidt bleibt zur Bewachung dabei."

Als der Kommandeur der halleschen Konterrevolutionäre am Abend des 21. März die Ereignisse dieses blutigen Sonntages überblickt, kann er seinen ersten größeren Erfolg verbuchen. Die Erstürmung des Galgenberges und die Einnahme der Stützpunkte der Arbeiter in Seeben und in Trotha sind für ihn ein ebenso beträchtlicher Sieg, wie sie für die Gegenseite eine empfindliche Niederlage bedeuten.

Dennoch ist Oberst Czettritz nicht mit sich zufrieden, sind doch durch den unerwartet hartnäckigen Widerstand am Galgenberg einige hundert Arbeiter der ihnen zugedachten Einkesselung entgangen. Immerhin ist die vom Norden drohende Gefahr fürs erste gebannt, so daß er seine Aufmerksamkeit und Kräfte wieder der gefährlichen Südfront zuwenden kann. Hier ist es den Arbeitern am gleichen Tage gelungen, sich bis zum zentralgelegenen Hallmarkt durchzukämpfen und das Polizeipräsidium einzunehmen. Überall in den Straßen wachsen Barrikaden empor.

Czettritz hat zwar den Vorteil, auf der „inneren Linie" zu operieren, er kann also seine Truppen auf dem kürzesten Weg quer durch die Stadt an die jeweiligen Brennpunkte werfen. Aber auch die gegen Abend von der Nordfront zurückgeführten Einhei-

ten können die verlorengegangenen Positionen nicht wieder zurückerobern, ungeachtet des brutalen Einsatzes von Minenwerfern, Geschützen und Panzerwagen, die die ganze Nacht zum Montag die Einwohner in Angst und Schrecken halten.
Mit steigender Unruhe blickt Czettritz immer wieder nach Norden, wo nur ganz schwache Sicherungen zurückgelassen wurden. Nicht auszudenken wäre es, wenn die seiner Zangenoperation entkommenen Roten, verstärkt durch Zuzug aus der anhaltinischen Gegend, zurückkommen würden! Ohne das Bataillon Held wäre seine Lage bereits viel brenzliger. An weiteren Entsatz ist aber vorläufig überhaupt nicht zu denken.
Oberst Czettritz scheint in einer schwierigen Lage zu sein. Aber er hat Glück: Es wird wieder mal verhandelt. Aus dem Reichswehrministerium in Berlin kommt ein Major, vorsichtshalber in Zivil, der zusammen mit den Regierungskommissaren, SPD-Führern und leider auch USPD-Führern ein „Waffenstillstandsabkommen" zuwege bringt, das für die Arbeiter einer glatten Kapitulation gleichkommt.
Sie müssen alle von ihnen gehaltenen Stellungen räumen und ihre Waffen abgeben, aber die Kappisten behalten ihre Stellungen sowie ihre Waffen! Und Oberst Czettritz wird ausdrücklich als Alleinverantwortlicher für die „Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung" anerkannt!

Mit hämischem Grinsen unterstreicht er in dem ihm überreichten Protokoll den Passus, worin er „großmütig“ zugestanden hat, „gegen Führer und Teilnehmer der Kampfgruppen nichts zu unternehmen, ... wenn die den Arbeitern auferlegten Verpflichtungen voll erfüllt werden“.
Beim Bekanntwerden dieses verräterischen Abkommens geht durch die Reihen der revolutionären Arbeiter eine Welle grimmigen Zornes. „Die USPD-Führer haben uns ebenso verraten wie die von der SPD!“ – „Und auch die Regierung, die wir gerettet haben, hat uns an die Reaktion verraten!“ – „Das Militär ist wieder obenauf und wird sich jetzt an uns rächen!“ Das ist die allgemeine Stimmung.
Die Arbeiter haben nicht zu schwarz gesehen. Kaum haben sie ihre Positionen geräumt und die Waffen niedergelegt, beginnt die Soldateska nach ihrer schon oftmals geübten Weise, „Ruhe und Ordnung“ zu schaffen. Sowohl in Halle wie auch in den Dörfern, wo Einwohner an den Widerstandsaktionen teilgenommen haben, werden neben umfangreichen Haussuchungen förmliche „Treibjagden auf Rotwild“ vorgenommen. Sogar Frauen und selbst Kinder, die nur für die Verpflegung der Arbeitertruppen gesorgt hatten, werden festgenommen und mißhandelt, und immer wieder heißt es: „Wurde auf der Flucht erschossen!“
Drei Tage nach dem Ende der militärischen Kampf-

handlungen wird in Halle, dem revolutionären Zentrum Mitteldeutschlands, auch der Generalstreik beendet...

Das Vermächtnis der Helden vom Galgenberg

Im Oktober 1920, ein halbes Jahr nach dem Kapp-Putsch, tagt in Halle der Parteitag der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD). Der Verlauf der heißen Auseinandersetzung zeigt, daß die große Mehrheit der Delegierten das Gebot der Stunde richtig erkannt hat. Der vorliegende Antrag: Vereinigung mit der Kommunistischen Partei Deutschlands, entsprechend den Richtlinien der Kommunistischen Internationale in Moskau, wird mit überwältigender Mehrheit angenommen.

Die Scheiben des großen Saales des „Volkshauses" zittern unter dem stürmischen Beifall, den die Bekanntgabe des Abstimmungsresultates auslöst. Immer wieder ertönen begeisterte Hochrufe.

„Hoch die proletarische Einheitsfront!" – „Es lebe Genosse Lenin!" – „Es lebe die Dritte Internationale!" – „Hoch die Weltrevolution!"

Alte, in Arbeitsfron und Klassenkampf grau gewordene Delegierte fallen sich mit Tränen der Rührung in den Augen um den Hals, während sich die in der

Minderheit gebliebenen Reformisten mit betretenen Gesichtern aus dem Saal schleichen.

„Unser Parteitag ist damit beendet!" Laut hallt die Stimme des Verhandlungsleiters, des halleschen Genossen Bernard Koenen, durch den Saal. In diesem Augenblick klingt von der Zuschauertribüne her eine begeisterte, helle Gesangstimme auf. Überrascht gehen alle Blicke empor zu der jungen, schlanken Frauengestalt, die dort oben, in der ersten Reihe stehend, das alte Kampflied der Arbeiterklasse „Auf, Sozialisten, schließt die Reihen!" angestimmt hat. Das hübsche, schmalwangige Gesicht der Sängerin, deren Blässe durch das Dunkel ihres Pagenkopfes noch unterstrichen wird, rötet sich, als ihr Gesang nach wenigen Takten von den Delegierten aufgenommen wird.

Schon beim ersten Vers hat auf der seitwärts gelegenen Pressetribüne ein hochgewachsener Mann mit einem ausdrucksvollen Gesicht begonnen, sich zu dem jungen Mädchen durchzudrängeln. „Ruth ... liebes gutes Mädel ...", raunt er ihr bewegt ins Ohr.

„Genosse Schorsch!"

Von Rührung übermannt, drücken sie sich die Hände; ihre Augen schimmern feucht.

„Auch Willi Zschammer, mein Willi, hat diese Stunde so herbeigesehnt ... er sollte sie nicht mehr erleben", sagt Ruth leise mit tränenerstickter



Stimme. Ihr Taschentuch an ihr Gesicht pressend, eilt sie schnell hinaus. Schumann folgt ihr auf dem Fuß, obwohl eben im Saal ein neues Lied, die „Internationale“, erklingt.

Draußen auf der Straße, wo sie den Weg hinunter zur Saale, Richtung Burg Giebichenstein, eingeschlagen hat, nimmt er begütigend ihren Arm. Eine Weile gehen sie so schweigend nebeneinander.

Es ist ein milder Herbsttag, dessen Stille ihnen nach der erregten Schlußsitzung des Parteitages wohltut.

Als Schumann merkt, daß Ruth sich wieder beruhigt hat, beginnt er ihr Trost zuzusprechen. Abschließend sagt er zu ihr, fast feierlich: „Ja, liebe Ruth, bis zum endgültigen Sieg der Arbeiter ist es noch weit. Viele von uns werden noch fallen. Aber der Triumph des Sozialismus, der die Menschheit aus den Klauen des Kapitalismus erlösen wird, ist so gewiß wie der Aufgang der Sonne. Das wußten bereits Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die die Konterrevolution ermordete. Daran glaubten auch unsere tapferen Genossen, die am Galgenberg bis zur letzten Patrone und bis zum letzten Hauch kämpften. Unsere Aufgabe ist es, ihr Vermächtnis zu erfüllen!“

Ein stummer, fester Händedruck bekundet, daß ihn die junge Kampfgenossin verstanden hat.

Liebe junge Leser!

Damit ist meine Erzählung aus der Zeit des Kapp-Putsches in den Märztagen 1920 zu Ende.
Sicher wird Euch noch interessieren, ob diese Geschichte wahr ist. Da kann ich Euch sagen, daß alle hier erwähnten politischen und militärischen Ereignisse geschichtlich verbürgt sind.
Die Werktätigen der damaligen preußischen Provinz Sachsen-Anhalt (etwa die heutigen Bezirke Halle und Magdeburg) nahmen als letzte in ganz Deutschland, erst am 26. März 1920, die Arbeit wieder auf.
Das geschah, nachdem auf einer Konferenz aller Parteien im halleschen Stadtverordnetensaal durch den Regierungskommissar Hörsing – später auch durch das Garnisonkommando – sechs präzise „Forderungen der Werktätigen Mitteldeutschlands“ akzeptiert wurden, was durchaus als Erfolg zu werten war.
In dieser letzten Etappe des Kampfes gegen die Kapp-Putschisten und ihre Helfershelfer war die Kommunistische Partei Deutschlands allerdings die einzige Partei, die offen und konsequent an der Spitze der Arbeiter stand. Das erwies sich auch bei

den folgenden Klassenauseinandersetzungen in Mitteldeutschland.
Sicher werdet Ihr auch noch wissen wollen, ob die erwähnten Personen in Wirklichkeit existierten. Ich kann Euch bestätigen, daß die meisten der Handelnden meiner Erzählung (viele sogar unter den angegebenen Namen) wirklich gelebt haben.
Wenn Ihr einmal nach Halle, der schönen Saalestadt, kommen solltet, dann geht auch zum Gertraudenfriedhof in der Nähe des Galgenberges. Dort könnt Ihr die Namen der jungen Helden vom Galgenberg auf einem Gedenkstein lesen.
In Neuendorf bei Staßfurt liegen weitere acht tapfere Jugendgenossen der Freien Sozialistischen Jugend begraben, die ebenfalls am Galgenberg gefallen sind.
Allerdings konnte das Denkmal auf dem halleschen Gertraudenfriedhof erst nach 1945, nach der totalen Niederlage des Faschismus, errichtet werden, erst nachdem die Arbeiter und Bauern selbst den Staat, die Deutsche Demokratische Republik, regierten.
Der kahle Bergrücken des Galgenbergs sieht auch heute nicht viel anders aus als vor fünfundvierzig Jahren, als sein steiniger Boden mit dem Blut der tapferen Freiheitskämpfer getränkt wurde, ganz anders aber sein Vorgelände. Es hat sehr große Ähnlichkeit mit jenem Traum, den der Seebener Gruppenführer Gustav Würker wenige Stunden vor sei-

nem Tod seinen Kampfgenossen erzählte. In der Senke, aus der an jenem Schlachttag die Weißgardisten zum Angriff vorbrachen, befindet sich heute ein Freilichttheater. Weiterhin gibt es zwei Sportplätze, dehnen sich schöne Gartenanlagen aus. Hier erholen sich die halleschen Werktätigen nach des Tages Arbeit. Hier treffen sich die Freunde unserer Freien Deutschen Jugend und die Pioniere zu sportlichen Wettkämpfen und Aufmärschen, zu Spiel, Musik und Gesang unter den flatternden blauen und roten Fahnen!

Aber auch der Aufmarsch bewaffneter Arbeiterbataillone ist Wirklichkeit geworden. Denn oftmals erschallen hier militärische Kommandos, und der feste Marschtritt der Kampfgruppen der Arbeiter aus den halleschen Betrieben hallt vom Hang des Berges wider.

Sie stehen bereit, unsere Deutsche Demokratische Republik zu verteidigen, in der verwirklicht wurde, was die Getreuen vom Galgenberg ersehnt haben und wofür sie opferwillig in den Tod gegangen sind.

Baltikumkämpfer oder Baltikumer:

Angehörige eines reaktionären Freikorps, die nach dem ersten Weltkrieg in den baltischen Staaten (Lettland, Estland, Litauen) blieben und dort gegen die Arbeiter und gegen die Sowjetmacht kämpften. Die Baltikumer beteiligten sich aktiv am Kapp-Putsch.

Bauer, Gustav Adolf:

Rechter sozialdemokratischer Politiker, der vom 21. 6. 1919 bis zum 26. 3. 1920 deutscher Reichskanzler war. Er floh zusammen mit dem Reichspräsidenten Ebert vor den Kapp-Putschisten.

Clausewitz, Karl von:

1780–1831. Berühmter preußischer Theoretiker der Kriegskunst.

Ebert, Friedrich:

Rechter sozialdemokratischer Politiker, der vom 11. 2. 1919 bis zu seinem Tode (1925) Präsident des Deutschen Reiches war. Er floh gemeinsam mit der Bauer-Regierung vor den Kapp-Putschisten.

Einwohnerwehr:

Konterrevolutionäre Bürgerkriegsformation, die in Städten und Dörfern gebildet wurde. Ihre Kommandeure waren reaktionäre Offiziere, in den Dörfern oft auch Junker und Großbauern.

Freikorps:

Militärische Formationen unverbesserlicher Söldner und Landsknechte, die nach 1918 zur Niederschlagung revolutionärer Bewegungen mit Billigung der Regierung gebildet wurden. Viele Tausende Arbeiter wurden von ihnen ermordet. Am Kapp-Putsch nahmen sie führend teil. Sie waren ein Sammelbecken der Reaktion und der Faschisten.

Internationale, Dritte:

Internationale Organisation kommunistischer Parteien aller Länder. Sie wurde 1919 in Moskau auf Initiative der Kommunistischen Partei Rußlands (B) und unter Führung von W. I. Lenin gegründet. Sie half entscheidend, die internationale Einheit der Arbeiter der Welt zu festigen. Sie hatte zum Beispiel großen Anteil an der Vereinigung der KPD und der USPD in Deutschland. 1943 wurde die Dritte Internationale, auch Kommunistische Internationale genannt, aufgelöst, da ihre Aufgaben im wesentlichen erfüllt waren.

Kapp, Wolfgang:

Reaktionärer Politiker und Junker; Mitbegründer der „Deutschen Vaterlandspartei". Er war der Initiator

und Hauptorganisator des konterrevolutionären Putsches im März 1920. Nach dem Scheitern des Putsches floh er nach Schweden.

Koenen, Bernard:

Revolutionärer Arbeiterführer und Politiker. Er war Schlosser und Elektriker von Beruf. Über die SPD und USPD kam er 1920 in die KPD. Nach 1945 war er Mitbegründer der SED und nahm aktiv am gesellschaftlichen Neuaufbau in verantwortlichen Funktionen teil. Zuletzt war er Mitglied des Staatsrates der DDR. Er starb am 30. April 1964.

Koenen, Wilhelm:

Revolutionärer Arbeiterführer und Politiker. Er war der Bruder von Bernard Koenen, kam ebenfalls über die SPD und USPD zur KPD und war jahrelang Mitglied des Zentralkomitees. Nach 1945 war er u. a. Vorsitzender der SED in Sachsen. Bis 1958 war er Leiter des Sekretariats der Volkskammer der DDR. Am 19. Oktober 1963 ist er gestorben.

KPD:

Abkürzung für Kommunistische Partei Deutschlands, die marxistisch-leninistische Kampfpartei der deutschen Arbeiterklasse. Sie ging aus dem 1916 gegründeten Spartakusbund hervor. Sie wurde zur Jahreswende

1918/1919 gegründet. Von 1919 bis 1923 stand sie an der Spitze der großen Massenaktionen der deutschen Arbeiter, auch an der Spitze des Kampfes gegen die Kapp-Putschisten. Nach dem zweiten Weltkrieg vereinigte sie sich mit der SPD in der damaligen sowjetischen Besatzungszone zur SED. In Westdeutschland wurde die KPD anfangs behindert und unterdrückt, später verboten.

Landesjäger:

Bezeichnung für konterrevolutionäre militärische Freiwilligenverbände, die nach der Novemberrevolution „für Ruhe und Ordnung" sorgten, d. h. die gegen die Arbeiter eingesetzt wurden. Ihre Gründung ging auf den berüchtigten General Maercker zurück. Sie waren in Mitteldeutschland besonders zahlreich.

Lkw, armierter:

Mit mittelschweren Feuerwaffen, meist Maschinengewehren, versehene Lastkraftwagen, die oft auch provisorisch gepanzert waren.

Lüttwitz, Walter von:

Reaktionärer General, der sich nach der Novemberrevolution durch besonders brutale Aktionen gegen die Arbeiter hervortat. Zusammen mit Wolfgang Kapp war er der Hauptorganisator des Putsches im März 1920.

Maercker, Georg:

General, nach dem ersten Weltkrieg Organisator eines konterrevolutionären „Landesjägerkorps". Später wurde er Befehlshaber des Wehrkreises IV (Mitteldeutschland) der Reichswehr. Er war einer der gefährlichsten Führer der militärischen Reaktion und ging besonders brutal gegen die mitteldeutschen Arbeiter vor.

Meßtischblatt:

Militärische Karte eines bestimmten Gebietes, meist im Maßstab 1 : 25 000.

Noske, Gustav:

Rechter sozialdemokratischer Politiker, der als Reichswehrminister (1919/20) die Sammlung reaktionärer militärischer Verbände begünstigte und gegen die Arbeiter und seine eigenen Parteigenossen, einsetzte. Von ihm stammt der berüchtigte Ausspruch: „Einer muß der Bluthund sein", mit dem er seine verbrecherischen Handlungen und Maßnahmen zu rechtfertigen versuchte.

Orgesch:

Abkürzung für „Organisation Escherich". Freikorps, das besonders in Bayern von 1919 bis 1925 die Bevölkerung terrorisierte.

Schumann, Georg:

Revolutionärer Arbeiterführer und Politiker. Von Beruf war er Dreher, seit 1912 als Redakteur der Arbeiterpresse in Leipzig und Halle tätig. Später war er Funktionär der KPD. Die Faschisten verhafteten ihn mehrere Male, da er zusammen mit anderen Leipziger Antifaschisten illegal gegen die Naziherrschaft arbeitete. Im Februar 1945, kurz vor Ende des zweiten Weltkrieges, wurde er hingerichtet. Sein Sohn, Horst Schumann, ist Vorsitzender der Freien Deutschen Jugend.

Sipo:

Abkürzung für Sicherheitspolizei. Kasernierte, grünuniformierte Polizeitruppe, die gegen die Arbeiter eingesetzt wurde.

SPD:

Abkürzung für Sozialdemokratische Partei Deutschlands. Seit 1890 Name der damals einheitlichen und revolutionären deutschen Arbeiterpartei. Schon vor dem ersten Weltkrieg zeigten sich aber reformistische und revisionistische Strömungen. Seit 1914 rückten die meisten der Parteiführer offen von den revolutionären Zielen der Arbeiterbewegung und vom Klassenkampf ab. Die SPD wurde zu einer reformistischen Partei, die die Volksmassen nach 1918 um die Früchte der Novemberrevolution betrog. Nach 1945 zog der Zentralausschuß mit Otto Grotewohl an der Spitze die Lehren aus der

Vergangenheit und vollzog die Vereinigung mit der KPD zur SED. In Westdeutschland besteht die SPD als ausgesprochene reformistische Partei weiter, die sämtliche sozialistischen Ziele und Programmpunkte preisgegeben hat.

Standortältester:

Oberster Offizier der Reichswehr in einem Orte bzw. in einer Garnison. Er besaß die militärische Befehlsgewalt und damit entscheidende Machtpositionen, wie z. B. Oberst Czettritz während des Kapp-Putsches in Halle.

USPD:

Abkürzung für Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands. Sie wurde 1917 gegründet aus Unzufriedenheit mit der „Burgfriedens“-Politik der SPD-Führung. Die Politik der USPD-Führer war uneinheitlich. Nach dem Kapp-Putsch trat die Mehrheit der Mitglieder und Funktionäre (darunter Ernst Thälmann, Wilhelm Florin, Bernard und Wilhelm Koenen, Walter Stoecker u. a.) auf dem Parteitag Ende 1920 in Halle für die Vereinigung mit der KPD zur VKPD ein. 1922 kehrte der Rest der USPD zur SPD zurück.

Zeitfreiwillige:

Konterrevolutionäre militärische Verbände, die sich fast ausschließlich aus reaktionären, nationalistischen

Studenten zusammensetzten. Sie wurden „zeitweise“ und „freiwillig“ eingezogen, um bei der Niederhaltung der Arbeiter, auch beim Kapp-Putsch, eingesetzt zu werden. Rektor und Senat der Universität Halle riefen die Studenten offiziell auf, „sich den Zeitfreiwilligenverbänden zur Verfügung zu stellen“.



ROBINSONS BILLIGE BÜCHER

März 1923. In Berlin marschiert putschendes Militär ein. Die Regierung muß fliehen. Die Arbeiter treten in den Generalstreik, greifen zu den Waffen – überall in Deutschland, auch in Halle. Oberst Czettritz heißt hier der Gegner. Ihn und seine Soldaten gilt es zu schlagen.

Von diesen erregenden Ereignissen, vom heldenmütigen Verhalten junger Menschen erzählt diese Geschichte. Ein Autor schrieb sie, der diese Zeit schon oft gestaltete, vor allem in dem bekannten Roman „Brennende Ruhr": Karl Grünberg.

2 MARK